

INDIVIDUUM UND GEMEINSCHAFT  
Schriften der Internationalen Gesellschaft für Individual-  
psychologie

Herausgegeben von

Dr. Alfred Adler, Wien, Dr. Leonhard Seif, München, Otto Kaus, Berlin

---

---

4

---

---

Die  
Träume in Dostojewskys  
„Raskolnikoff“

Von

Otto Kaus

1 9 2 6

---

VERLAG J. F. BERGMANN / MÜNCHEN

ISBN 978-3-642-50614-7

ISBN 978-3-642-50924-7 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-642-50924-7

**Alle Rechte, insbes. das der Über-  
setzung in fremde Sprachen vorbehalten**

## Inhalt.

	Seite
I. Traumdeutung und Traumdichtung . . . . .	I
II. Der Traum von der erschlagenen Stute . . . . .	18
III. Der Traum von der Oase und der Traum von der Wirtin . . . . .	46
IV. Der geträumte Mord . . . . .	50
V. Der Traum Swidrigailoffs . . . . .	54
Anmerkungen . . . . .	71

## I. Traumdeutung und Traumdichtung.

Wenn wir im folgenden eine Deutung der Träume versuchen, die Dostojewsky in seinem Roman »Raskolnikoff« (»Schuld und Sühne«) zur Entwicklung bestimmter Charaktere und Situationen in die Erzählung einfließt, so erscheint es uns geboten, einige Bemerkungen über die Funktion des Traumes im menschlichen Seelenleben vorzuschicken und über die daraus sich ergebenden Möglichkeiten und Aufgaben einer Traumdeutung; und weiterhin kurz die Frage zu erörtern, inwieweit sich Schilderungen von Träumen, die wir in Dichtwerken vorfinden, als Objekte einer psychologischen Deutung eignen.

Was die erste Aufgabe anbelangt, ist es jedoch leider nicht angängig, alle Probleme zu beleuchten, die von der Erörterung dieses seelischen Phänomens aus berührt werden. Von den Problemen der Traumdeutung aus ergeben sich unmittelbar Übergänge zur Problematik des Unbewußten, zum Leib-Seele-Problem, zum Problem der Einfühlung, kurz und gut: zu allen wesentlichen Fragen der verstehenden Psychologie selbst. Wir müssen uns auf die Besprechung jener Faktoren beschränken, die unmittelbar auf die Traumdeutung selbst Bezug haben, und im übrigen auf die gesamte Vorarbeit der individualpsychologischen Schule verweisen. Hatte es doch die Eigenart des Traumes, die ihm eine auch dem naiven Betrachter (diesem vielleicht mehr als dem geschulten) imponierende Sonderstellung unter den leicht beobachtbaren seelischen Abläufen verleiht, seinerzeit zur Folge, daß die Hervorhebung der Traumdeutung als besondere Aufgabe der Psychologie und der erste Versuch einer Systemisierung der Probleme des Traumes (in Sigmund Freuds »Traumdeutung«)<sup>1)</sup> Epoche machte in der Entwicklung der Psychologie überhaupt. Die Auseinandersetzung mit den Problemen des Traumes wurde ein wesentlicher Anlaß und Anreiz zur Ausbildung der gesamten psychoanalytischen Lehre und die Traumdeutung ein Prüfstein aller ihrer Erkenntnisse. F r e u d sah

im Traum die *Via regia* zum Verständnis der Neurose und erklärte: »In den langen Jahren meiner Arbeit an den Neurosenproblemen bin ich wiederholt ins Schwanken geraten und an manchem irre geworden; dann war es immer wieder die »Traumdeutung«, an der ich meine Sicherheit wieder fand«<sup>2)</sup>).

Die Individualpsychologie ist davon abgekommen, dem Traum diese bevorzugte Sonderstellung einzuräumen, sei es in theoretischer oder in praktischer Beziehung<sup>3)</sup>. Diese Sonderstellung ist historisch gerechtfertigt, entsprechend den langsamen Fortschritten der Psychologie selbst, die zuerst gleichsam an der Hand eines klassischen Beispiels, an der Hand eines Phänomens von besonderer Leuchtkraft es erlernen mußte, sich mit der Tatsache der sinnvollen Struktur der unbewußten seelischen Voraussetzungen im Menschen auseinanderzusetzen. Im Wesen der Sache — der psychologischen Erkenntnis des Gesamtmenschen — ist diese Bevorzugung der Traumprobleme nicht begründet. Der Traum kann weder im Hinblick auf die besondere Wirkung, die er auf das Seelenleben des Einzelnen auszuüben vermöchte, noch im Hinblick darauf, daß er im Bereich des unbewußten Seelenlebens einen besonders großen Raum einnehme, eine intensivere Beachtung beanspruchen als andere Ausdrucksformen der Seele. Der Forscher ist berechtigt und gleichzeitig verpflichtet, aus sämtlichen Beobachtungen am Menschen sich jenes Gesamtbild seines Charakters zu schaffen, das in der Darstellung seines Persönlichkeitsideals seine Krönung findet. Er kann auf keine Äußerung des Menschen verzichten, die ihm die Einfühlung in den Sinn seiner Entwicklung erleichtert, und es entscheidet sich von Fall zu Fall, in welchen Erlebnissen sich der Einzelne am besten enthüllt. Für die Individualpsychologie ist der Traum bloß ein Hilfsmittel unter vielen anderen zur besseren Darstellung der Entwicklungslinie des Menschen, und zwar weder ein unentbehrliches noch ein mit besonderer Vorliebe angewandtes. Sie übersieht nicht die Gefahr, die — vor allem in der psychotherapeutischen Praxis — darin liegt, daß die Traumdeutung zu einem wesenslosen Sport ausarte. Die Unterstreichung der Traumdeutung als besondere oder gar ausschließliche Aufgabe der Einfühlung bringt die weitere Gefahr mit sich, daß jeder Fortschritt der Erkenntnis im Einzelfall am Mangel an »Material« scheitert, als ob ein Verstehen der menschlichen Seele nur über den Traum möglich wäre.

Es soll damit nicht gelegnet werden, daß dem Traum eine große Ausdrucksfähigkeit infolge seines innigen Zusammenhangs mit dem gesamten Erleben des Menschen zukommt. Der Traum läßt uns, insoferne wir sonst über genügenden Einblick in den Sinn einer individuellen Entwicklung verfügen, die aktuelle Einstellung, verschiedene Zusammenhänge, Bruchstücke aus der Vorgeschichte und die allgemeine Zielgerichtetheit der Einzelseele in besonderer Klarheit und Empfindlichkeit erkennen. Der Traum ist — bis zu einem gewissen Grade — »unbestechlich«, eine Äußerung der Seele, die ob ihres für den Träumenden selbst unverständlichen Charakters, als besonders aufrichtig und aufschlußreich angesprochen werden kann. Aber andererseits wird jeder Psychologe bei einiger Schulung auch bei der Darstellung von Erlebnissen, die der tendenziösen Verstellung leichter unterliegen, das wirkliche Geschehen von den fälschenden Beimischungen unterscheiden lernen, und ohne diese Fähigkeit wird ihm eine Auseinandersetzung mit den Träumen, die er auch immer aus Berichten kennenlernt, wenig nützen.

Es geht bereits aus diesen Erwägungen hervor, auf welche Momente die individualpsychologische Traumdeutung den Hauptakzent legen muß: auf den dynamischen Zusammenhang mit dem Gesamterleben des Menschen. Ohne Berücksichtigung aller übrigen Umstände, welche auf die Ausbildung eines Charakters schicksalsbestimmend eingreifen und seine aktuelle Bereitschaftsstellung beeinflussen (also in erster Linie: ohne Berücksichtigung seines *S t a r t s*, des Ausgangspunktes seiner Entwicklung, seines *F i n a l e* oder Persönlichkeitsideals und seiner objektiven Belastung, die jedoch auch keinen absoluten Maßstab verträgt, sondern bloß im Verhältnis zum persönlichen Bezugssystem des Erlebenden in ihrer Bedeutung abgeschätzt werden kann), bleibt auch der schönste und verwickeltste Traum stumm für unsere Erkenntnis. Er wird uns, wenn er uns ohne diese Anleitung dargestellt wird, nur dann etwas besagen — und zwar in einem beschränkten Sinne —, wenn wir über eine genügende psychologische Erfahrung verfügen, die es uns ermöglicht, aus einer einzelnen Geste einen Menschen in der Annäherung an einen häufig erlebten Typus zu gestalten. Die Fehlerquellen einer nach dem Typus orientierten Einfühlung sind ebenso groß als die Berechtigung zur Typenbildung innerhalb der unendlichen Mannigfaltigkeit menschlicher Möglichkeiten äußerst zweifelhaft. Zum Hilfsmittel der typisierenden Verall-

gemeinerung kann man nur insofern greifen, als es als allgemeine Erkenntnis gelten kann, daß Menschen derselben Kulturzone, derselben historischen Epoche sich an durchschnittlich gegebenen Aufgaben und Schwierigkeiten heranbilden und dementsprechend verwandte Verhaltensweisen und Strebungen entwickeln. Die Gefahr jeglichen Typisierens in der Psychologie, besonders wo es sich darum handelt, der einzelnen Geste ihren Hintergrund zu verleihen, erweist uns eine kurze Überlegung: Wenn wir einen Menschen in einer Haltung überraschen (eventuell im Traum), die seine »Angst vor der Frau« deutlich zum Ausdruck bringt, ist diese Erkenntnis für uns wertlos, solange wir nicht wissen, wie sich sein aktuelles erotisches Problem als solches darstellt und auch in der Vergangenheit darstellte. Diese Überlegung führt uns zu jenem Grundsatz der Individualpsychologie, der uns belehrt, daß der Mensch uns nur verständlich wird, wenn wir ihn in die soziale Wirklichkeit hineinstellen und seine sämtlichen Verhaltensweisen dieser Wirklichkeit gegenüber in Vergangenheit und Gegenwart miteinander vergleichen. Auch der Sinn eines Traumes ergibt sich uns nur aus dem Vergleich mit allen sonstigen Gesten des Menschen und aus der Berücksichtigung des Spannungsverhältnisses zur Wirklichkeit, der eine zwingende Kraft innewohnt. Die einzelnte Entwicklung eines anderen Ich hat an und für sich keine wesentliche Bedeutung für den Nebenmenschen; sie hat sie nur insofern, als das Fremd-Ich selbst zum Träger überpersönlicher Entwicklungstendenzen wird. Es kann demnach jeder Mensch nur mit sich selbst verglichen werden und im Verhältnis zur gegebenen historischen Umgebung, deren Kenntnis uns soziologische und historische Erfahrung vermittelt.

Wenn diese Richtlinien zum allgemeinen Rüstzeug der Individualpsychologie gehören, die sie bei ihrer Arbeit niemals übersehen kann, so müssen wir sie den Problemen der Traumdeutung gegenüber deshalb hervorheben, weil entsprechend derselben Unsicherheit, die zur Überschätzung des Traumes als einer Eingangspforte zum Fremd-Ich führte, besonders in der psychoanalytischen Literatur das Mittel der Typisierung der Erlebnisse durch die Symboldeutung zu einem ganzen System ausgebildet wurde. Es wird die allgemeine Voraussetzung gemacht, daß sich das Unbewußte in Symbolen ausdrücke (in der Regel, in Übereinstimmung mit dem Sexualfetischismus der Psychoanalyse: in Sexualsym-

bolen), denen ein für alle Menschen geltender bestimmter Affektwert zukommt (im Sinne einer Libido-Besetzung). Die Individualpsychologie kann sich der Tatsache, daß sich der Mensch in Symbolen ausdrückt, um so weniger verschließen, als die unmittelbare Beobachtung ergibt, daß alle Verständigung der Menschen untereinander und mit sich selbst nur auf dem Wege des abgekürzten Verfahrens der Bildung von einheitlichen Symbolen für eine Vielzahl von Gegenständen und Abläufen zustande kommt, z. B. in der Sprache. Die Kritik gegen die sexualfetischistische Deutung dieser Symbole fällt zusammen mit der Kritik an der sexualfetischistischen Einstellung der Psycho-Analyse überhaupt. Gerade bei jenen Äußerungen, die der Selbstverständigung des Individuums dienen und deshalb ein empfindlicheres *subjektives* Gepräge tragen, werden jedoch auch die zum Zwecke der abgekürzten Verständigung angewandten Zeichen viel eher den Charakter von subjektiven Symbolen tragen, denen nur im Verhältnis zu den Erfahrungen und Strebungen des Einzelnen ein Sinn zukommt, als von generell gültigen Ausdrucksformen. Wenn gleichzeitig die psychoanalytische Traumdeutung, durch die schwache Überzeugungskraft ihrer Ergebnisse angespornt, zu einer zuverlässigeren Legitimation ihrer Symboltheorie zu gelangen suchte, indem sie dieselbe philogenetisch und völkerpsychologisch verankerte — als ob dem Einzelnen eine Verpflichtung zu einer bestimmten Symbolsprache »angeboren« wäre —, so muß, ganz abgesehen vom mythologischen Charakter einer solchen Erbbiologie, aus Gründen der Erfahrung entschieden daran festgehalten werden: daß nur solche Zeichen subjektiven Symbolwert erlangen, die in einer bestimmten Bedeutung erlebt und aus subjektiven Erfahrungen heraus zu Trägern bestimmter Gefühls- und Verstandesakzente erhoben wurden. Für keinen Menschen hat ein Symbol bindende Kraft, dessen Verwendung ihm nicht in irgendeinem Zusammenhang als zweckmäßig nahegelegt worden wäre. Gerade die subjektiven Symbole des Traumes erscheinen demnach der größten Vieldeutigkeit ausgeliefert. Symbolen kommt nur insofern eine generelle Gültigkeit zu, als in einem gegebenen Kulturmilieu einzelne Symbole den Angehörigen dieses Milieus angelehrt wurden (z. B. im christlichen Kulturmilieu das Symbol des Kreuzes für Opfertod, Märtyrertum usw.)<sup>4</sup>). Kein Mensch, der nicht die Bedeutung eines Symbols in einem bestimmten Zusammenhang kennengelernt hat, wird sich —

sei es im Traum oder im Wachen — dieses Symbols in einer a priori gegebenen Bedeutung bedienen, ebensowenig wie ein Mensch eine Sprache sprechen kann, die er nicht gelernt hat.

Die wichtigsten Unterschiede zwischen individualpsychologischer und psychoanalytischer Traumdeutung ergeben sich jedoch aus der grundsätzlich verschiedenen Auffassung über die Funktion des Traumes im Seelenleben des Individuums. Nach psychoanalytischer Auffassung entspricht der Traum einer Wunscherfüllung, die durch den Traum selbst gewährt wird. Er ist ein in sich abgeschlossener Vorgang, in dem die »unerledigten« Reste der Tageserlebnisse (Reste von angehäuften und nicht »abreagierten« Libido-Erregungen) abgeführt werden. Im Träumen selbst erfüllt sich Zweck und Sinn des Traumes, der nichts anderes darstellen soll als eine Affektentladung. Dieser obersten Aufgabe sind auch die einzelnen Traummechanismen oder »Entstehungsbedingungen des Traumes« untertan (Verdichtung, Rücksicht auf Darstellbarkeit, sekundäre Korrektur in der Richtung eines intelligiblen Zusammenhangs). Gehemmt wird das Befriedigungserlebnis durch die Zensur, die im Schlaf nur partiell aufgehoben ist. Der ganze Apparat steht unter dem Zwange der lockersten und raschesten Abfuhr angestauter Libido-Energie.

Die Individualpsychologie kann von diesem ganzen, geistreich ausgedachten, komplizierten System kaum ein einziges Glied rechtfertigen. Entsprechend ihrer Auffassung vom teleologischen (auf ein Ziel hin) gerichteten Charakter des seelischen Werdens, die jede mechanistische Erklärung seelischen Geschehens prinzipiell ablehnt, erfaßt sie auch den Traum als eine seelische Funktion, deren Sinn gleichsam in der Zukunft liegt: der Traum ist ein Vorbereitungsakt auf das wirkliche Leben, ein Training — im Sinne der Abschätzung äußerer und innerer Möglichkeiten, der Warnung, des Ansporns, des Aufsuchens der brauchbaren Leitlinie — im Hinblick auf etwas, was geschehen soll und mutmaßlich geschehen wird. Daß Träume oft prophetischen Charakter tragen, erscheint der Individualpsychologie durchaus verständlich aus der Tatsache, daß uns der Träumende nichts anderes verrät als die Haltung, die er bei einem bestimmten Unternehmen zu wählen gesonnen ist, eventuell seine Ansicht über den Ausgang dieses Unternehmens (Prophezeiungen gehen bekanntlich alle zur Hälfte in Erfüllung). Der Traum ist ein Hilfsmittel der Seele, um sich dem Leben gegenüber zu sichern, um die richtige (richtig im Sinne

des individuellen Lebensplanes) Bereitschaftsstellung in der Front des Lebens zu gewinnen.

Der Traum bedient sich dabei seiner eigenen Ausdrucksweise, die jedoch nicht wesentlich verschieden ist von der Ausdrucksweise des wachen Bewußtseins. Dem Träumenden obliegt weiter nichts als die Verständigung mit sich selbst und er braucht daher nicht die Reduktion auf einen Durchschnittswert der Symbole vorzunehmen, deren er sich bedient. Er wird jene Symbole wählen, die zur Erreichung dieses subjektiven Zieles — die zweckmäßige Bereitschaftsstellung — am geeignetsten sind. Der Träumer schreckt sich durch Angstphantasien, wenn er sich zur Vorsicht mahnen will, und es hängt dabei von seinen subjektiven Erfahrungen ab, welche Vorstellungen für ihn angstbetont sind; er übt seine Kräfte, seine Selbsteinschätzung im Vergleich, wobei wir ihn selbst fragen müssen, an welchen Objekten er seine Kräfte zu erproben gewohnt ist usw. So wird z. B., je nach der Grundeinstellung des Träumenden, bald die Gestalt der Mutter, bald die des Vaters als Zielpunkt des Überlegenheitsstrebens auftreten. Er ist frei von der Verpflichtung der Verständigung mit den andern und der rationalen Anpassung der Motive seines Verhaltens an jenen vagen Rahmen der Vernünftigen und Zulässigen, der dem von der Umgebung aus mit vulgärpsychologischen Vorurteilen und Wertungen durchsetzten Wachbewußtsein stets vorschwebt. Der wache Mensch wird etwas tun, angeblich »um Geld zu verdienen«, der Träumende wird uns verraten, daß er z. B. nach Macht lechzt. Der wache Mensch ist darum nicht weniger machtlüstern als der Träumer; aber er benötigt die Geldideologie, teils als geeignetes Hilfsmittel zum positiven Machtgewinn, teils um seine eigenen Machtpläne, welche unter der Kontrolle der Wirklichkeit als unsinnig und verwerflich (im Widerspruch zu seiner sozialen Dressur stehend) sich erweisen würden, vor sich selbst und den anderen zu verheimlichen.

Der Zwang zur Verheimlichung und Verschleierung des Persönlichkeitsideals, der im Traum aufgehoben ist, beinhaltet einen wesentlich anderen Vorgang als die durch die »Zensur« des Oberbewußtseins bewirkte Verdrängung im Sinne Freuds. Abgesehen davon, daß sich Freuds Verdrängung stets auf einzelne Komplexe bezieht, während das Persönlichkeitsideal im Sinne A d l e r s eine die gesamte Persönlichkeit umfassende Zielstrebigkeit bedeutet, ist die durch das Realitätsprinzip bewirkte Zensur an und für sich ein sinnloser

Vorgang im Getriebe des von Libido-Wünschen gespeisten seelischen Organismus<sup>5)</sup>. Die auch von der Psychoanalyse durchgesehene, aber nicht verstandene Tatsache ist darin umschrieben, daß der Mensch aufrichtiger ist — auch vor sich selbst —, wenn er dem Zwange der Anpassung seiner Handlungsweise an ein durchschnittlich anerkanntes Schema — der Logik, der Moral usw. — enthoben ist, wenn er sich also ohne Risiko »verantwortungslos« gebärden kann. Außer in den extremen Fällen der Psychose oder der Kriminalität ist in jeden individuellen Lebensplan die Erfahrung mitverflochten, daß eine gewisse Übereinstimmung mit den Spielregeln der Mitwelt, die freiwillige Unterwerfung unter die Kontrolle der Wirklichkeit zum Wesen des Lebens selbst gehört als unentbehrliche Voraussetzung für das Gelingen jedes individuellen Geltungszieles. Der wache Mensch steht stets unter dem Risiko, einen Wechsel auf seine Gemeinschaftsfähigkeit einlösen zu müssen und bildet daher zum Selbstschutz einen Jargon der Gemeinschaftsfähigkeit aus, der oft über sein tatsächlich erlebtes und realisierbares Gemeinschaftsgefühl hinausgeht. Insofern er über diese Dressur verfügt, muß er die antisozialen, egozentrischen Faktoren in seinem Persönlichkeitsideal verschleiern, weil sie sonst unwirksam bleiben und ihn selbst beängstigen würden. Er spielt mit zugedeckten Karten, nicht um sich etwas zu versagen, wie es die Theorie der Verdrängung annimmt, sondern im Gegenteil: um die Partie zu gewinnen, so wie er das Spiel auffaßt. Der Traum wird uns daher keineswegs die »Verdrängung« im Kampfe mit der »Zensur« zeigen, sondern er wird uns verraten, wieviel selbstverständliches, ursprüngliches Gemeinschaftsgefühl dem Individuum mitgegeben ist und wo die Jargonsprache der Dressur beginnt. Er wird uns damit im Grunde nichts verraten, was uns nicht auch die Beobachtung des tätigen Menschen enthüllen würde, aber er wird uns die Unterscheidung zwischen dem Dressurprodukt und dem bejahten Persönlichkeitsideal erleichtern: die Funktion des Traumes wird gerade dann am besten erfüllt, wenn die persönliche Leitlinie in besonderer Reinheit zur Darstellung gelangt, während die Tat im Sinne dieser Leitlinie dann am besten gelingt, wenn die letzte Konsequenz verschwiegen wird. Ein auch im Traum verschwommen auftretendes Persönlichkeitsideal beweist uns, daß der Träumer einer gegebenen Aufgabe gegenüber noch nicht den richtigen Weg gefunden hat. Eine Traumserie kann z. B. dem Zweck der

immer schärferen Herausmeißelung der gesuchten Leitlinie dienen.

In den Träumen, die uns für diese Untersuchung zur Verfügung stehen, werden wir diese sinnvolle Funktion des Traumes besonders deutlich bei dem Traum Swidrigailoffs in der Nacht vor seinem Selbstmord verfolgen können. Swidrigailoff ist von der Wirklichkeit überrumpelt: sein Persönlichkeitsideal ist durch die Wirklichkeit in einer für das wache Bewußtsein schwer wegzufälschenden Weise widerlegt. Daher der Selbstmordentschluß. Der Selbstmord, die befreiende Tat, kann jedoch nur gelingen, wenn sie als ein Akt der Überlegenheit erlebt wird. Swidrigailoff muß also seine Niederlage in einen Sieg umdeuten, bevor er aus dem Leben flieht, und kann das nur unter Zuhilfenahme der verwegenen Kunstgriffe vollbringen, in einem Zustand der Verantwortungslosigkeit und der Ablehnung der Wirklichkeitskontrolle. Der Beweis, den ihm sein Traum arrangiert, läuft in der Richtung: alle Frauen sind Dirnen (kurz nachdem sein Lebensplan gerade daran zum Scheitern kam, daß eine Frau — Dunja, Raskolnikoffs Schwester — seinen Vergewaltigungsversuchen Widerstand leistete). Jeder Versuch, diesen Beweis in der Wirklichkeit durchzuhalten, ist aussichtslos. Aber die durch die Traumentstellung vermittelte Überlegenheitsstimmung genügt, um ihm die Kraft zu verleihen, den Hahn der Pistole abzurücken: der Traum erhebt ihn noch einmal auf die Höhe seines Persönlichkeitsideals und läßt ihn zur Tat schreiten. Der geringste Einbruch der Wirklichkeit in die phantastische Beweisführung würde das Kartenhaus zum Zusammenbruch bringen, Swidrigailoff müßte in der nächsten Sekunde unentschlossen werden.

Für den vorliegenden Zweck wollen wir unser Rüstzeug für die Traumdeutung nur noch in einem Punkt vervollständigen. Der Traum schematisiert und bedient sich einfacher Schablonen. Diese Schablonen (Bilderarrangements, naiven Darstellungen) erscheinen jedoch dem nachprüfenden Verstand, sobald er ihren Inhalt diskursiv auseinanderzunehmen bestrebt ist, äußerst kunstvoll zusammengefügt, als Ergebnis sehr komplizierter seelischer Überarbeitungen. Man findet in ihnen Beziehungen wieder zu den verschiedensten Lebensproblemen und Nachklänge von Erlebnissen verschiedener Epoche. Besonders auffallend ist andererseits der infantile Charakter des schematisierenden Wahrnehmens und Vorstellens im Traum, der oft unmittelbar auf Kindheits-

erlebnisse hinweist. Diesen doppelten, scheinbar widerspruchsvollen Charakter des anschaulichen Denkens im Traum führt die Psychoanalyse auf zwei Tendenzen zurück: auf die Tendenz zur Verdichtung von Erlebnissen in einheitlichen Symbolen, welche durch ihre Beziehung zu möglichst viel Inhalten die raschere Abfuhr seelischer Erregungen gestatten, und auf die Verdrängung von infantilen Wünschen, welche gerade darum, weil sie der Verdrängung durch die Zensur anheimfielen, sich am stärksten affektbetont erweisen und im Traum ihre Erfüllung suchen. Mit dieser mechanistischen Konstruktion erscheint der Vorgang wieder höchstens umschrieben, aber keineswegs seiner inneren Dynamik nach sinnvoll gedeutet. Es ist nicht einzusehen, warum Verdrängung (infantiler Erlebnisse) und Verdichtung (aktueller und nicht aktueller Erlebnisse) sich in einem einheitlichen Ablauf zusammenfinden sollten und warum die Seele nicht imstande sein sollte, einen verschwenderischen Apparat auszubauen, der die Abfuhr aller beliebigen Energien in einer beliebigen Reihenfolge gestatten könnte. Einheitlich und aus einem innerlich gebundenen Streben erklärt sich uns der Jargon des Traumes erst dann, wenn wir uns vorhalten, daß die Absicht des Traumes selbst auf ein einheitliches Ziel hin gerichtet ist, das jedoch im Ensemble des Lebens steht und daher mit dem Farbenreichtum des Lebens behaftet ist. Er kommt in Hinblick auf eine dem Träumer bevorstehende Situation zustande, der alle diese Bedeutungen anhaften, die er im Traum reproduziert, und der Traum stellt eben einen Versuch dar, den mannigfachen Gefahren des Lebens gegenüber jene einfachste Linie herauszuarbeiten, welche die beste Sicherung verspricht. Die Richtlinien, denen ein Mensch untersteht, lassen sich nun in der Regel bis in seine Kindheitserlebnisse zurückverfolgen, die entscheidend waren für die Entwicklung seines Charakters. Je bedeutsamer die Prüfung, welcher der Mensch entgegenggeht, desto größer sein Bestreben, seine Kräfte zu konzentrieren, auf seine wesentlichsten Erfahrungen zurückzugreifen und die an diesen geübten Bereitschaften auf den einfachsten, handlichsten Nenner zu bringen.

Im ersten Traum Raskolnikoffs (im Traum von der erschlagenen Stute) werden wir in den Rahmen einer Kindheitssituation, die vielfach an tatsächlich Erlebtes anklingt, alle Probleme einbezogen finden, welche dem erwachsenen Raskolnikoff — und zwar gerade an diesem Tage, im Juli 18 . . — ihr dräuendes Gesicht zeigen. Raskolnikoff muß auf

seine Kindheit zurückgreifen, um eine brauchbare Orientierung zu finden. Alle seine Anfechtungen stammen doch daher, daß er die Grenze von der Kindheit zur Reife nicht zu überschreiten verstand. Alles, was er später erlebte, als er als selbständiger Mensch einer verantwortungsvollen Aufgabe gegenüberstand, ist Unordnung und Verwirrung. Er muß zurückgreifen auf seine ursprünglichsten Erfahrungen, auf sein Verhalten zu einer Zeit, da der Druck des Lebens noch nicht so schwer auf ihm lastete, da er noch irgendwie fertig wurde mit seinen Aufgaben und er muß versuchen, einen Anknüpfungspunkt mit diesem besser gesicherten Raskolnikoff zu finden. Es ist ein höchst zweckmäßiger Kunstgriff der Seele, daß ihn der Traum seine Kindheit rekapitulieren läßt bis zu einem Punkt, wo ein Wegweiser in die Zukunft zu deuten scheint. Gleichzeitig wird dieses Kindheitserlebnis mit allen Bedeutungen gefärbt, welche der aktuellen Konstellation des Lebens des erwachsenen Raskolnikoff anhaften, so daß ein allseitig sinnvolles Experiment zustande kommt, in dem der Träumende die Frage auf die Antwort sucht: wie werde ich mit der Prüfung, die mir bevorsteht, fertig?

Der Vorgang ist also keineswegs rätselhaft und auch nicht wesentlich verschieden von der Art und Weise, wie der wache Mensch beim Pläne-Schmieden und Vorausdenken eine Auswahl trifft unter den Erfahrungen der Vergangenheit, wie er im Zögern und Vorwärtstasten seine Zielsetzungen auf ihre Tragfähigkeit hin prüft, im Hinblick auf eine zu treffende Entscheidung. Wir brauchen auf keine Theorie der seelischen »Schichtenbildung« zurückzugreifen, als ob einem Traum verschiedene Bedeutungen anhaften könnten, je nach dem Niveau, auf dem sich die Deutung bewegt; sei es, daß sie den aktuellen Anreiz (den unerledigten Wunschrest) in Betracht zieht, oder die tieferen Komplexe, die durch diesen Anreiz angesprochen werden. Eine Traumdeutung kann immer nur einheitlich und eindeutig sein und sich auf den gesamten Lebensplan des Menschen beziehen, ebenso wie der Mensch stets aus seinem einheitlichen Lebensplan heraus handelt. Nur die Unsicherheit, von der er sich gerade erfüllt zeigt, der innere Aufruhr, mit dem er sich auseinandersetzen muß und der sich aus dem Gefühl herleitet, daß seine lebenswichtigen Leitlinien in Gefahr sind, können verschieden abgestuft sein. Welche Leitlinien und in welchem Sinne dieselben angesprochen sind, ist in jedem Traume durchaus einschichtig dargestellt. Ein Traum gilt dann als verstanden oder »richtig

gedeutet«, wenn sich seine Bewegungslinie in der Richtung der Annäherung an das Persönlichkeitsideal des Individuums darstellen läßt. Der Beweis für die Plausibilität der Deutung liegt in der Übereinstimmung mit dem allgemeinen Bewegungsgesetz des Menschen, über die man sich durch Vergleich mit seinen sonstigen Verhaltensweisen Sicherheit verschaffen kann. Ein weiterer Beweis liegt in der Beobachtung, daß sich der Mensch später so benimmt, wie ihm der Traum vorschreibt.

Wir möchten nur kurz einen Einwand streifen, der — allerdings nur von ungeschulten Betrachtern — gegen die Auffassung von der zielstrebigen und innerlich zweckmäßigen Funktion des Traumes erhoben wurde. Der oberflächliche Beobachter setzt sich schwer mit der »krausen Sprache« des Traumes auseinander und kann schwer verstehen, daß der Traum auf so verworrenen Umwegen einem aktuellen Ziel zustrebt. Dieser Einwand ist schon in dem Hinweis widerlegt, daß die Komplikation ein Kunstprodukt des nachprüfenden Verstandes ist. Der Traum geht in Wirklichkeit sehr geradlinig auf sein Ziel los. Es mag z. B. manchmal beschwerlich sein zu erklären, warum jemand vor jeder Eisenbahnfahrt in Todesschrecken verfällt. Aber vor seinen angekündigten Fahrten sehen wir ihn von Gefahren, Niederlagen, vom Tode träumen und der Traum versetzt ihn durch Schreckgespenster mit einem einfachen Kunstgriff in jene Stimmung, die seinem Persönlichkeitsideal der Prüfung, die eine Eisenbahnfahrt für ihn bedeutet, gegenüber entspricht. Der Traum ruft ihn prompt auf die Linie der Vorsicht zurück, die ihm sein Lebensplan befiehlt. Der Traum weiß nichts von der Fahrt, der Träumer durchschaut es kaum, daß sich der Traum auf die Fahrt bezieht, — aber der Träumer wußte wohl von der Fahrt, als er sich niederlegte, und er trifft im Schlaf seine Reisevorbereitungen. Wie könnte er, wenn er ein ängstlicher Mensch ist, es besser tun, als indem er sich in eine Stimmung der Angst hineinsteigert? Wir sehen den Traum immer nach der kürzesten Verbindung zwischen zwei Punkten suchen: zwischen einem Punkt »Unten«, auf dem der Träumer steht, und einem Punkt »Oben«, zu dem er hinstrebt. Im Traum berät sich der Mensch mit sich selbst, wie er von unten nach oben gelangen kann.

Nach diesem kurzen und notgedrungen unvollständigen Aufriß über die Lehre von der Traumdeutung im System der

Individualpsychologie, müssen wir die Frage erörtern, in welchem Sinne und mit welchem Rechte Träume, die uns nur aus dichterischen Darstellungen bekannt sind, Gegenstand einer Traumdeutung werden können. Die Frage, scheint uns, ist außerordentlich leicht zu beantworten. Gegenstand einer psychologischen Untersuchung kann jede seelische Äußerung eines Menschen werden, mag sie unmittelbar dem Leben entnommen sein oder uns durch das Medium der Kunst vermittelt werden. Wenn es sich um Dichtungen handelt, so wird die psychologische Untersuchung einer vom Dichter gestalteten seelischen Entwicklung eine doppelte Beziehung haben. Sie wird sich zuerst auf die vom Dichter selbst dargestellte Person beziehen und darüber hinaus auf die Persönlichkeit des Dichters. Es würde den Rahmen dieser Untersuchung überschreiten, wenn wir ausführen wollten, welche Faktoren berücksichtigt werden müssen, wenn wir an der Hand des Werkes zu psychologischen Erkenntnissen in Bezug auf den schaffenden Künstler gelangen wollen. Es ist nicht unsere Absicht, bei unserer Untersuchung der in »Schuld und Sühne« geschilderten Träume ein Urteil über die Persönlichkeit Dostojewskys zu gewinnen; diese Arbeit kann höchstens als ein vorbereitender Beitrag zu einer psychologisch vertieften Biographie Dostojewskys angesehen werden. Wir möchten bloß erwähnen, um vorschnelle Schlußfolgerungen abzuwehren und die möglichen und fruchtbaren anzubahnen, daß die Umstände, die berücksichtigt werden müssen, wenn man vom Werk auf die Persönlichkeit des Dichters schließen will, keineswegs solche sind, welche Ziele und Methoden der Individualpsychologie in irgendeinem Sinne ausschließen, wie empfindsame Schöngeister es wahr haben möchten, denen die strengen Wirklichkeits- und Wahrheitsakzente unangenehm sind, um welche unser ästhetisches Weltbild durch die individualpsychologischen Erkenntnisse ergänzt wird. Es handelt sich um die psychologische Bedeutung des geistigen Schaffensprozesses, des Vorgangs der geistigen Objektivierung subjektiver Verhaltensweisen überhaupt, um den zielstrebigsten Charakter des künstlerischen Aktes, um das Ziel der publizistischen Wirkung, das unmittelbar zu sozialen Kategorien hinüberführt, — also um die Klärung des inneren Wirkungswertes einzelner Situationen, welche den künstlerischen Schaffensprozeß kennzeichnen. Diese sind ihrem Wesen nach nicht grundsätzlich verschieden von den psychologischen Situationen, die jede menschliche Tätigkeit kennzeichnen,

müßten jedoch bei einer innigeren Verflechtung von individualpsychologischen und ästhetischen Gedankengängen sorgfältiger beschrieben werden, schon im Hinblick auf die vielen affektbetonten Verbildungen und Überarbeitungen, denen sämtliche ästhetische Begriffe in der landläufigen Kunstbetrachtung unterworfen werden. Der erste Grundsatz, den die Individualpsychologie befolgen muß, wenn sie aus Werken von Dichtern auf die Persönlichkeit des Schaffenden schließen will, besteht darin, daß eine Erkenntnis, welche eine einzelne, vom Dichter gestaltete Persönlichkeit betrifft, noch nichts über das Wesen des Dichters selbst aussagt. Biographisch bedeutsam ist stets nur der im ganzen Werk (im einzelnen Werk und im Gesamtwerk) enthaltene Lebenssinn, der uns nur aus dem Vergleich und der Gegenüberstellung sämtlicher Personen, Situationen, Verhaltensweisen erhellt.

Wenn wir in unserer Darstellung zum Zweck der besseren Erläuterung oder der Anregung auf Materialien hinweisen, die über den bloßen Gegenstand der Untersuchung hinausgreifen und aus anderen Werken Dostojewskys oder aus dessen Biographie entnommen sind, so tun wir es mit der Einschränkung, daß die Berechtigung dazu und die zweckmäßige Eingliederung solcher Erwägungen in eine Gesamtbetrachtung des Werkes Dostojewskys hier nicht vollständig erörtert werden kann. Wir verweisen diesbezüglich auf die einschlägigen Befunde der individualpsychologischen Forschung und, mit Bezug auf Dostojewsky selbst, auf die Arbeiten Alfred Adlers <sup>6)</sup> und unsere eigenen Bemühungen <sup>7)</sup>.

Die Träume eines Menschen, die ein Dichter schildert, werden daher fürs Erste nur in Bezug auf den Träumer selbst, diese eine dargestellte Person, aufschlußreich sein und sie werden auch in Bezug auf die einzelne Gestalt nur unter Berücksichtigung ihrer ganzen einheitlichen Lebenslinie Treffendes aussagen. In diesem Rahmen erscheinen sie ebenso verwendbar wie alle übrigen Gesten, welche ein Künstler seinen Geschöpfen andichtet; deswegen, weil es Träume sind, kommt ihnen kein geringerer seelischer Realitätswert zu als die sonstigen seelischen Äußerungen der handelnden Personen. Daß es gedichtete Träume sind, unterscheidet sie nicht von der übrigen vom Künstler vermittelten Lebensschau: Sie sind in demselben Sinne ein zuverlässiges Objekt psychologischer Erkenntnis wie das Kunstwerk als Ganzes. Sie enthalten genau soviel oder sowenig Lebenswahrheit als dieses. Die Frage nach dem psychologischen Maßstab

für die Lebenswahrheit eines Kunstwerks, — also gleichsam die Frage nach dem Objektivationsgrad des subjektiven Erlebnisses im Kunstwerk, — liegt auch außerhalb unseres heutigen Themas.

Es kann sich dort, wo wir eine Hemmung verspüren, gedichtete Träume der strengen Prüfung einer individual-psychologischen Traumdeutung zu unterziehen, nur um die Frage handeln, ob wir uns von unserer Arbeit eine Bereicherung unserer Erkenntnis versprechen, mag uns die Erweiterung unserer psychologischen Erfahrung am Herzen liegen oder die gründlichere Einfühlung in den Sinn des behandelten Kunstwerkes. Es ist leicht einzusehen, daß die Entscheidung darüber unserem allgemein ästhetischen Urteil anheimfällt. Es geht um die Erwägung, ob ein bestimmtes Kunstwerk, namentlich in der abgesonderten Betrachtung des Einzelwerkes, unsere Bemühung verlohnt und ob in dem Werke die Träume selbst einen notwendigen, d. h. ökonomisch eingegliederten Platz einnehmen. Die Beispiele mögen nicht selten sein, daß Künstler durch Traumschilderungen ein unergiebiges Thema gefühlsmäßig anzureichern versuchten oder dadurch, daß sie wichtige Motive auf dem Umweg über eine Traumschilderung einführen, ihrer Unbeholfenheit nachgeben. Psychologisch interessant werden auch solche Traumschilderungen letzten Endes sein, weil auch ein schlechtes und geschmackloses Kunstwerk im Hinblick auf den Produzenten interessant sein kann. Sie werden nur selten, in ihrem Aufbau und in ihrer Wirkung, den Vergleich mit wirklichen Träumen vertragen. Sie werden mehr gedichtete Selbstgespräche sein, als Vorgänge jener Art, wie sie in der Seele des Menschen im Zustand der Verantwortungslosigkeit, welchen der Schlaf vermittelt, sich gestalten. Der Unterschied ist jedoch bloß wesentlich im Hinblick auf unsere Kenntnisse über den Traum, und weniger im Hinblick auf unser psychologisches Urteil über das Objekt, für welches auch erfundene Träume, selbst eine scheinbar sinnlose Aneinanderreihung von Einfällen von Bedeutung sein können.

Die künstlerischen Ansprüche, die wir an eine Traumschilderung stellen, fallen in einem wesentlichen Punkte mit unserer psychologischen Einsicht in das Wesen des Traumes zusammen. Ebenso, wie es allgemein gelten kann, daß der Mensch nur dann träumt, wenn er träumen muß, und das und soviel träumt, als er zur Bewältigung seiner

Lebensprobleme braucht, ist es eine berechtigte ästhetische Forderung, daß ein Dichter nur dort mit Traumschilderungen operiere, wo er seelische Entwicklungen und Wendungen seines Helden darstellen will, die nur in einem Traume vor sich gehen und zum Ausdruck gebracht werden können. Nur bei der Gestaltung solcher, dem Wesen nach traumhafter Vorgänge wird der Dichter auch der Gefahr der psychologischen Fälschung ausweichen, die dann gegeben ist, wenn uns ein seelischer Ablauf als Traum dargestellt wird, dem alle Merkmale des Traumhaften fehlen (naive, unrationale und antirationale Schablonisierung, scharfe Herausarbeitung des Persönlichkeitsideals, durchgängige Einstellung auf die Linie Oben-Unten, Fortsetzung der Traumlinie ins Leben hinein trotz des nicht verstandenen Zusammenhangs).

Psychologisch richtige Träume in diesem Sinne sind nun allerdings im Bereiche der Dichtung höchst selten anzutreffen. Das liegt im Wesen des dichterischen Schaffens selbst begründet, das doch eine Tätigkeit des wachen Menschen ist und sich unter der ständigen Kontrolle des Bewußtseins vollzieht. Mag auch das letzte Ziel seines Schaffens dem Künstler nicht in jeder Beziehung bewußt gegenwärtig sein: im Bewußt-werden-Lassen des Erlebten liegt Sinn und Zweck seiner Tätigkeit. Ein Fortschritt nach dieser Richtung — in der Schilderung unbewußter Vorgänge — fällt zusammen mit dem allgemeinen Fortschritt psychologischer Erkenntnis. Insoferne Dichtung Schilderung lebens echter Vorgänge war und ist, hat sie auch stets das »Unbewußte« im Menschen gestaltet, wenn auch oft in der mißverständlichen Verkleidung der vulgär-psychologischen Durchschnittsmeinung. Daß es andererseits auch nicht vorwiegend oder überhaupt in einem erheblichen Maße ihre Aufgabe sein kann, unbewußte Abläufe zu schildern, geht daraus hervor, daß der Fortschritt des Einzelmenschen und der Menschheit überhaupt nur auf der Linie der Klärung aller Zusammenhänge liegen kann, von denen menschliches Schicksal abhängig ist, demnach auch der Klärung unserer Abhängigkeit von unbewußten oder unverständlichen Abläufen. In jeder Zielverschleierung liegt eine Irrtumsquelle und eine kulturelle Barbarei und die Hauptfunktion des Unbewußten liegt darin, uns vor uns selbst unsere Ziele zu verschleiern. Der Traum selbst verfolgt die Aufgabe, die Ziele für den Einzelmenschen lebhafter zu aktualisieren, ohne sie der Korrektur des Bewußtseins zu unterwerfen.

Auf dieser schmalen Linie wird sich demnach die künstlerische Berechtigung von Traumschilderungen bewegen. Auf einer Linie, die einerseits bedingt ist durch die Anlage des einzelnen Werkes, andererseits durch die allgemeinen kulturellen Ziele des künstlerischen Schaffens. Es scheint uns nun, daß Dostojewskys Werk, dessen Bedeutung für die Menschheit nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, auch in dieser unwesentlicheren Beziehung den höchsten Anforderungen gerecht wird. Die Träume, die er im Raskolnikoff mitverwendet, sind wohl dadurch gerechtfertigt, daß er uns seelische Entwicklungen von großer innerer Gewaltsamkeit vorführt, die in dieser Art gar nicht vor sich gehen könnten, wenn die geschilderten Personen (vor allem Raskolnikoff und Swidrigailoff) nicht in wichtigen Augenblicken sich den Mächten ihres Unbewußten widerstandslos ergäben. Im Traum und mit Hilfe der tendenziösen Entstellung der Wirklichkeit, die der Traum ermöglicht, werden Entschlüsse gefaßt, Handlungen vorbereitet, Verhaltensweisen arrangiert, die notwendig aus den geschilderten Charakteren herauswachsen und ohne die Kunstgriffe des Traumlebens nicht zur Verwirklichung gelangen würden. Darin ist die Berechtigung und Verpflichtung des Dichters gelegen, uns über das Traumleben seiner Helden zu informieren. Daß Dostojewsky mit seinen Dichtungen einen Griff ins volle Menschenleben tat, erübrigt sich hier des Nachweises. Daß ihm dabei äußerst »pathologische« Typen in die Hand gerieten, d. h. innerlich stark gefährdete Menschen — ein Umstand, der sich eben auch darin ausdrückt, daß die schicksalsbestimmenden Tendenzen vieler Dostojewsky-Gestalten sich stark der Bewußtseinskontrolle entziehen und unserem Verstande, wenn nicht unserem nachschaffenden Gefühle, »rätselhaft« bleiben — dürfte nicht nur subjektiv bedingt sein. Die Konflikte der Menschen Dostojewskys stehen in innigem Konnex mit Konfliktmöglichkeiten, die tief in den historischen und sozialen Voraussetzungen seiner Epoche verwurzelt sind. Die Pathologie seiner Helden ist nur eine Widerspiegelung allmenschlicher Möglichkeiten und deshalb erwächst seine Dichtung, trotz subjektivster Verhaftung, zu objektivem Wert. Die subjektive Bedingtheit des künstlerischen Erlebnisses — eine notwendige Voraussetzung seiner Entstehung — ist kein Einwand gegen die objektive Geltung; es kommt auf das Subjekt an, das erlebt, ob es sich selbst in egozentrischer Vereinzelnung erlebt oder in einer allseitigen Beziehung zur Umwelt. Nicht

der Ausgangspunkt des Erlebens entscheidet, sondern das Ziel, von dem aus der gesamte Erlebnisprozeß seinen Sinn erhält. Dostojewsky erlebt seine Menschen von einem positiven Gemeinschaftsziel aus, worin der Grund liegt, warum auch von ihren subjektivsten Regungen eine so starke menschlich-gültige Leuchtkraft ausstrahlt. Es erscheint daher auch nicht verwunderlich, daß gerade Dostojewskys Menschenkenntnis so viele verblüffende Uebereinstimmungen mit den Erkenntnissen der Individualpsychologie aufweist. Dostojewskys Leitgedanke ist derselbe, wie der Leitgedanke der Individualpsychologie: daß nicht nur der Sinn (als gewünschtes Ergebnis und objektiver Sinnzusammenhang), sondern auch die Wirklichkeit des menschlichen Lebens (als gestaltetes Ereignis und subjektive Wirklichkeit) sich in der Beziehung zur Gemeinschaft erfüllt. Der Mensch wird, wächst, siegt und versagt in seinem Hinstreben zur Gemeinschaft und verflüchtigt sich bei jedem theoretischen oder praktischen Versuch, sich als den Träger eines anderen Bezugssystems zu verstehen, zu einem wesenlosen Phantasiegebilde.

Für das Verständnis unserer Darstellung müssen wir die Kenntnis des behandelten Werkes voraussetzen. Wir können zusammenfassend nur an die wichtigsten Ereignisse erinnern, die dem Leser die innere Reproduktion des Werkes erleichtern können<sup>8)</sup>, und in der Darstellung selbst nur auf jene Episoden genauer eingehen, die für die Deutung der Träume selbst von Belang sind.

## II. Der Traum von der erschlagenen Stute.

Raskolnikoff erlebt diesen Traum in folgender Situation: Er hat am Vormittag den Brief seiner Mutter erhalten, in welchem ihm die Nachricht von der Verlobung seiner Schwester mit Luschin mitgeteilt wird und die vorhergehenden Erlebnisse Dunjas im Hause Swidrigailoffs geschildert werden. Der Brief versetzt ihn in große Aufregung. Er empfindet die Verlobung der Schwester als demütigend, als ein freiwilliges Opfer, das sie seiner Zukunft und der Mutter bringt, und stellt sie in Parallele zu dem Vorgehen Sonjas, in deren Schicksal er am Tage vorher Einblick gewonnen hat. Dunjas Ehe ist auch eine Form der Prostitution. Im Brief der Mutter stehen wieder rührende Worte über die großen Erwartungen, welche die Familie auf seine Zukunft setzt. »Du bist unsere Hoffnung und unsere Zuversicht.«

Die unmittelbare Wirkung des Briefes ist die, daß sich Raskolnikoff seine verzweifelte Situation besonders kraß gegenwärtigt und seine Verpflichtung, zu handeln. Im Zustand »tobender Wut« geht er auf die Straße. Da überfällt ihn die Erkenntnis, daß der Mordplan, mit dem er sich schon längere Zeit innerlich beschäftigt hat, plötzlich ein neues Gesicht zeigt; es ist kein Phantasiegebilde mehr, sondern ein realer Entschluß, der ihn mit voller Gewalt packt. Er erschrickt zu Tode und läßt sich auf eine Bank fallen. Er vergißt darüber, daß er zu Rasumichin gehen wollte, um ihn um Arbeit zu bitten.

Es folgt die Episode mit dem betrunkenen Mädchen, die er vor den Nachstellungen eines Wüstlings zu retten versucht. Er gibt sogar einem Wachmann von seinem geringen Bargeld, damit dieser das Mädchen in einer Droschke nach Hause führe. Raskolnikoff läßt die schwierige Unternehmung im Stiche, von plötzlicher Skepsis gepackt: »Habe ich ein Recht zu helfen? Mögen sie einander bei lebendigem Leibe aufessen — was geht das mich an?« In seiner Entmutigung vergleicht er wieder das Schicksal der Schwester mit dem Schicksal gewöhnlicher Dirnen. Er beschließt endgültig, zu Rasumichin zu gehen erst — »nach diesem Ereignis« (die geplante Ermordung der Pfandleiherin). Er geht in einen öffentlichen Garten, kauft sich in einer Schenke ein Gläschen Schnaps und einen Imbiß. In dem fieberhaften Zustand, in dem er sich befindet, wirkt der Alkohol lähmend auf ihn ein. Die Erzählung fährt fort <sup>9)</sup>:

»In krankhaften Zuständen zeichnen sich Träume oft durch ungewöhnliche Deutlichkeit, Klarheit und außerordentliche Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit aus. Es erscheint zuweilen ein seltsames Bild, die Umgebung aber und der ganze Gang der Vorstellung sind so wahrscheinlich und mit solchen feinen unerwarteten und dem Gesamtbild künstlerisch entsprechenden Einzelheiten verbunden, daß derselbe Träumer sie in Wirklichkeit nicht so ausdenken kann, mag er selbst auch ein Künstler, wie Puschkin oder Turgenjeff, sein. Solche krankhaften Träume bleiben stets lange in der Erinnerung haften und üben einen starken Eindruck auf den zerrütteten und angegriffenen Organismus eines Menschen aus. Raskolnikoff hatte solch einen Traum. Er träumte sich als Kind in der kleinen Provinzialstadt. Er ist sieben Jahre alt und geht an einem Feiertage gegen Abend mit seinem Vater außerhalb der Stadt spazieren. Es ist eine graue trübe

Zeit, der Tag drückend, die Gegend genau so, wie sie in seiner Erinnerung lebt; in seiner Erinnerung ist sie ihm nicht so klar, als sie ihm jetzt im Traum erscheint. Das Städtchen liegt vor ihm wie ein aufgeschlagenes Buch; ringsum kein Weidenstrauch; sehr weit, ganz am Horizonte hebt sich dunkel ein Wäldchen ab. Einige Schritte von dem äußersten städtischen Gemüsegarten steht eine Schenke, eine große Schenke, die auf ihn stets einen höchst unangenehmen Eindruck machte, ihm Furcht einflößte, wenn er auf dem Spaziergang mit dem Vater vorbeiging. Dort traf man stets eine große Menge an; sie brüllten, lachten, schimpften, sangen so scheußlich und heiser und prügelten sich oft; rings um die Schenke lungerten stets betrunkene und schreckliche Gestalten. . . . Wenn er ihnen begegnete, drückte er sich fest an den Vater und zitterte am ganzen Körper. Neben der Schenke führte ein Weg, ein Landsweg vorbei, stets mit schwarzem Staub bedeckt. Der Weg zog sich schlängelnd weiter und etwa nach dreihundert Schritten bog er rechts um den städtischen Friedhof ab. Mitten auf dem Friedhofe erhob sich eine steinerne Kirche mit grüner Kuppel, in die er ein paarmal im Jahre mit Vater und Mutter zum Gottesdienst ging, wenn für seine längst verstorbene Großmutter, die er nie gesehen hatte, eine Seelenmesse abgehalten wurde. Da nahmen sie stets Kutje auf einem weißen Teller, in einer Serviette, mit und die Kutje war aus Zucker, Reis und Rosinen zubereitet, und die Rosinen waren in Form eines Kreuzes in den Reis gesteckt. Er liebte diese Kirche und die alten Heiligenbilder, die meist ohne Einfassung waren, und den alten Priester mit dem zitternden Haupte. Neben dem Grabhügel der Großmutter, auf dem ein Grabstein war, lag auch das kleine Grab seines jüngsten Bruders, der sechs Monate alt gestorben war und den er nicht gekannt hatte, an dessen Dasein er sich nicht erinnern konnte. Man hatte ihm aber erzählt, daß er einen kleinen Bruder gehabt habe, und jedesmal, wenn er den Friedhof besuchte, bekreuzigte er sich voll Andacht an dem kleinen Grabhügel, verneigte sich und küßte die Erde. Und nun träumte er: er geht mit dem Vater zum Friedhof und sie gehen an der Schenke vorbei; er hält den Vater an der Hand und blickt voll Schrecken zu der Schenke hin. Ein besonderer Umstand fesselt seine Aufmerksamkeit, — diesmal scheint hier ein Volksfest zu sein, ein Haufen geputzter Bürgerfrauen, Weiber, Männer und allerhand Gesindel steht da herum. Alle sind betrunken, alle singen und neben der Treppe der Schenke steht ein

Wagen — ein seltsamer Wagen. Es ist ein großer Wagen, vor den große Lastpferde gespannt werden und auf dem man Waren und Weinfässer befördert. Er liebt es, diesen ungeschlachten Gäulen mit den langen Mähnen und den dicken Beinen zuzusehen, wie sie langsam in gleichmäßigem Schritt dahinschreiten, einen ganzen Berg ohne die geringste Anstrengung hinter sich herziehend, als wäre es ihnen leichter mit dem Wagen, als ohne ihn, zu gehen. Jetzt aber war merkwürdigerweise vor solch einem Wagen ein kleines mageres braunes Bauernpferd gespannt, eines von jenen, die — wie er es oft gesehen — sich mit hochbeladenen Wagen voll Holz oder Heu abquälen müssen, um so mehr, wenn der Wagen im Schmutze oder in alten Wagenspuren stecken bleibt. Dann hauen die Bauern darauf los, peitschen sie schmerzhaft, oft auf das Maul und über die Augen. Das tut ihm so weh, so weh anzusehen, daß ihm die Tränen kommen; die Mutter führt ihn dann immer von dem Fenster fort. — Plötzlich erhebt sich ein Lärm — aus der Schenke kommen mit Geschrei, Gesang und mit Balalaikas betrunkene, völlig betrunkene große Bauern heraus, in blauen und roten Hemden, mit übergeworfenen Mänteln.

»Setzt euch, setzt euch alle!« ruft einer, ein junger Bursche mit dickem Halse und fleischigem dunkelrotem Gesichte, — »Ich fahre euch alle hin, setzt euch auf!«

Mit lautem Lachen erschollen die Ausrufe:

»So eine Schindmähre soll uns ziehen.«

»Bist du von Sinnen, Mikolka, — so eine kleine Stute vor diesen Wagen zu spannen?«

»Das Pferdchen ist sicher seine zwanzig Jahre alt, Brüder!«

»Setzt euch, ich fahre euch alle zusammen!« ruft von neuem Mikolka, springt als erster auf den Wagen, ergreift die Zügel und pflanzt sich in seiner ganzen Größe vorne auf dem Wagen auf. »Mit dem Braunen<sup>10)</sup> ist Matwei vorhin losgezogen«, schreit er vom Wagen. »Diese Mähre treibt mir nur die Galle ins Blut, ich möchte sie totschiagen, friß umsonst den Hafer. Ich sage — setzt euch! Ich lasse sie im Galopp laufen! Sie muß Galopp laufen!« Und er nimmt die Peitsche in die Hand und bereitet sich voll Wonne vor, das Pferd zu schlagen.

»Setzt euch doch!« ruft man lachend in die Menge. »Hört doch, sie wird im Galopp laufen.«

»Sie ist wahrscheinlich schon zehn Jahre nicht mehr im Galopp gelaufen.«

»Sie wird schön springen!«

»Keine Angst, Brüder, nehmt jeder eine Peitsche, und drauf los!«

»Was ist da zu schonen! Schlagt los!«

Alle springen mit Gelächter und Witzen in den Wagen. Sechs Mann sind hereingekrochen und noch ist Platz. Sie nehmen ein dickes und rotbäckiges Weib noch hinauf, ein Weib in einem Kleide von rotem Kattun, mit einem Kopfputze aus Glasperlen, an den Füßen lederne Bauernschuhe; sie knackt Nüsse und lacht. Ringsum in der Menge lacht man auch und in der Tat, warum soll man auch nicht lachen, — so eine abgemagerte Mähre soll solch eine Last im Galopp ziehen! Zwei Burschen im Wagen nehmen je eine Peitsche, um Mikolka zu helfen. »Los!« ruft er, die Mähre zieht aus Leibeskräften an, von im Trabe laufen kann nicht die Rede sein, sie kann nicht mal im Schritt losgehen, sie trippelt bloß auf einem Fleck, stöhnt und keucht unter den Hieben der drei Peitschen, die auf sie wie Hagel niederprasseln. Das Gelächter auf dem Wagen und in der Menge wird stärker, Mikolka aber wird wütend und peitscht immer heftiger, als glaube er wirklich, sie zum Galopp treiben zu können.

»Nehmt mich auch mit, Brüder!« ruft ein Bursche aus der Menge, der Lust bekommen hatte, mitzufahren.

»Setzt euch! Setzt euch alle hinein!« schreit Mikolka.

»Sie wird alle ziehen. Ich peitsche sie zu Tode!« Und er schlägt los, schlägt das Pferd in einem fort und weiß vor Raserei nicht, womit er es noch schlagen soll.

»Papa, lieber Papa!« ruft der Knabe dem Vater zu. —

»Papa, was tun sie? Papa, sie schlagen das arme kleine Pferd!«

»Komm, laß uns gehen!« sagte der Vater. »Betrunkene Dummköpfe treiben ihren Unfug; laß uns gehen, sieh nicht hin!« Und er will ihn fortführen, der Knabe aber reißt sich los und läuft zu dem Pferde hin. Dem aber geht es schon schlecht. Es schnappt nach Luft, steht still, zieht von neuem an und fällt beinahe hin.

»Peitscht es zu Tode!« schreit Mikolka. »Mag es kaput gehen. Ich peitsche es zu Tode!«

»Bist du ein Christ, du Scheusal?« ruft ein alter Mann aus der Menge.

»Hat man es je erlebt, daß so ein Pferd diese Last ziehen soll«, fügte ein anderer hinzu.

»Du quälst es zuschanden!« ruft ein dritter.

»Schweig still! Es ist mein Eigentum. Ich kann damit tun, was ich will. Setzt euch noch dazu in den Wagen! Setzt euch alle hinein! Ich will, daß es im Galopp läuft! . . .«

Ein lautes Lachen übertönte plötzlich alles, — die Mähre wollte sich der scharfen Schläge erwehren und begann in ihrer Bedrängnis auszuschlagen. Sogar der alte Mann mußte lächeln. Es war auch ein zu komisches Bild, — so eine abgebrauchte Mähre schlägt plötzlich aus. Zwei Burschen aus der Menge verschaffen sich Peitschen und springen herzu, um das Pferd von zwei Seiten zu schlagen.

»Schlagt sie auf das Maul, peitscht sie über die Augen, über die Augen!« schreit Mikolka.

»Brüder, wollen wir ein Lied singen!« ruft jemand vom Wagen und alle darinnen folgten sogleich der Aufforderung. Ein ausgelassenes Lied erschallt, ein Tamburin rasselt, der Refrain wird gepfiffen. Das Weib knackt Nüsse und lacht vergnügt.

. . . Er läuft neben dem Pferde, er eilt nach vorne, er sieht, wie man es über die Augen schlägt, direkt über die Augen! Er weint. Sein Herz krampft sich zusammen, die Tränen fließen. Einer von den Peitschenhieben fährt ihm ins Gesicht; er fühlt es nicht, er ringt die Hände, schreit auf, stürzt zu dem alten Manne mit dem grauen Barte hin, der seinen Kopf schüttelt und das mißbilligt. Ein Weib packt seine Hand und will ihn fortführen, er reißt sich los und läuft wieder zu dem Pferde hin. Es hat keine Kraft mehr, noch einmal schlägt es aus.

»Hol dich der Teufel!« schreit Mikolka wütend. Er wirft die Peitsche von sich, bückt sich und zieht vom Boden des Wagens eine lange und dicke Deichselstange hervor, ergreift sie mit beiden Händen und schwingt sie mit gewaltiger Anstrengung auf das Pferd nieder.

»Er schlägt das Pferd tot!« schreit einer.

»Es ist mein Eigentum!« brüllt Mikolka und läßt die Stange mit voller Wucht niedersausen.

Ein dumpfer Schlag.

»Haut es mit der Peitsche! Warum steht ihr da!« ruft es aus der Menge.

Mikolka holte zum zweiten Male aus und ein neuer Schlag saust auf den Rücken der Mähre nieder. Sie fällt beinahe auf die Hinterbeine, springt aber auf und ruckt und ruckt aus letzter Kraft hin und her, um den Wagen von der Stelle zu bringen; von allen Seiten empfängt sie Peitschenhiebe, die

Deichselstange erhebt sich von neuem und saust zum dritten und vierten Male nieder. Mikolka ist wütend, daß er das Pferd nicht mit einem Schlage töten kann.

»Es ist zäh!« ruft man ringsum.

»Es fällt gleich hin, Brüder, jetzt geht es mit ihm zu Ende!« schreit jemand aus der Menge.

»Ist es nicht besser, mit einem Beile es totzuschlagen? Macht doch ein Ende!« ruft ein anderer.

»Zum Teufel mit dir! Geht alle aus dem Wege!« brüllt Mikolka, wirft die Deichsel fort, bückt sich von neuem und holt eine Eisenstange hervor. »Nehmt euch in acht!« ruft er und läßt sie mit voller Kraft auf das arme Pferd niedersausen. Dieser Schlag traf; das Pferd taumelte, krümmte sich und wollte ziehen, aber die Eisenstange sauste wieder auf seinen Rücken herab und das Pferd stürzte zu Boden, als wären ihm alle vier Beine abgeschlagen.

»Schlag zu!« schreit Mikolka und springt wie toll vom Wagen herab. Einige Burschen, ebenso rot im Gesicht wie er und betrunken, ergreifen, was ihnen in die Hände kommt — mit Peitschen, Stöcken, der Deichselstange laufen sie zu dem verendeten Pferd. Mikolka stellt sich auf der einen Seite hin und fängt an, sinnlos mit der Eisenstange auf seinen Leib zu schlagen. Die Mähre streckt den Kopf, holt schwer Atem und verendet.

»Nun hast du ihm den Garaus gemacht!« ruft man aus der Menge.

»Warum lief es nicht im Galopp?«

»Es ist mein Eigentum!« schreit Mikolka mit blutunterlaufenen Augen und hält die Eisenstange noch in den Händen. Er steht da, als täte es ihm leid, daß er niemanden mehr habe, den er niederschlagen könnte.

»Du bist wirklich kein Christ!« rufen einige Stimmen aus der Menge.

Der arme Knabe aber ist außer sich. Mit einem Schrei durchbricht er die Menge, läuft auf das Pferd zu, umarmt den blutüberströmten toten Kopf und küßt ihn; er küßt die Augen, die Lefzen. . . . Dann springt er auf und stürzt sich voller Wut mit seinen kleinen Fäustchen auf Mikolka. In diesem Augenblick erwischt ihn der Vater, der ihm nachgelaufen war, und trägt ihn fort.

»Gehen wir! Gehen wir!« sagt der Vater zu ihm.

»Gehen wir nach Hause!«

»Papa, lieber Papa! Warum haben sie . . . das kleine

Pferd . . . erschlagen!« schluchzte er, sein Atem stockt und die Worte kommen wie Schmerzensschreie aus seiner gepreßten Brust.

»Sie sind betrunken . . . versündigen sich, uns geht es nichts an . . . gehen wir!« sagt der Vater. Er aber umfaßt den Vater mit beiden Händen, es schnürt ihm die Kehle zu. Er will Atem holen, schreien und — er erwacht. Er erwachte ganz mit Schweiß bedeckt, mit feuchten Haaren, schwer atmend, und erhob sich zitternd.

»Gottlob, es war nur ein Traum!« sagte er, setzte sich unter den Baum und seufzte tief auf. »Aber was ist mit mir? Fange ich an zu fiebern, — so ein gräßlicher Traum!«

Sein ganzer Körper war zerschlagen und in seiner Seele war es dunkel und trübe. Er stützte die Ellenbogen auf die Knie und hielt sich mit beiden Händen den Kopf.

»Mein Gott!« rief er aus. »Werde ich denn, werde ich denn wirklich ein Beil nehmen, werde es ihr auf den Kopf schlagen, das Gehirn ihr zerschmettern . . . in klebrig warmem Blute tasten, das Schloß aufbrechen, stehlen und zittern, mich verstecken, ganz mit Blut bedeckt . . . mit einem Beil . . . Oh, Gott, werde ich es denn tun?«

Es durchschauerte ihn am ganzen Körper, als er das aussprach.

»Ja, was ist denn mit mir?« fuhr er fort, sich aufraffend und mit tiefem Staunen, »ich weiß doch, daß ich es nicht ertragen kann, warum habe ich mich denn bis jetzt gequält? Gestern, gestern schon, als ich hinging, diesen . . . Versuch zu machen, gestern begriff ich vollkommen, daß ich es nicht zu tun vermöge. . . Was will ich denn jetzt noch? Warum hatte ich bis jetzt noch Zweifel? Ich sagte mir schon gestern, als ich die Treppe hinunterging, daß es gemein, niedrig, schuftig sei . . . mir wurde ja beim bloßen Gedanken übel und ein kalter Schauer ging mir durch alle Glieder . . .

Nein, ich werde es nicht aushalten, werde es nicht aushalten! Mag es auch keinen einzigen Fehler in diesen Berechnungen geben, mag all das, was in diesem Monat beschlossen wurde, klar wie der Tag, und richtig wie eine mathematische Formel sein. Herrgott! Ich kann mich nicht dazu entschließen! Ich werde es ja nicht aushalten! Was ist denn mit mir immer noch, was denn?

Er stand auf, sah sich verwirrt um, als sei er erstaunt, daß er hierher gekommen war, und ging zu der T.w-Brücke. Er war bleich, die Augen brannten, in seinen Gliedern lag tiefste

Ermattung, plötzlich aber konnte er leichter atmen. Er fühlte, daß er diese furchtbare Last, die ihn solange bedrückt hatte, abgeworfen habe, und in seiner Seele wurde es mit einem Male leicht und frei.

»Oh, Gott!« flehte er. »Zeig mir meinen Weg und ich sage mich los von diesem verfluchten . . . Trugbild!« Als er über die Brücke ging, blickte er still und ruhig auf die Newa und auf die untergehende grellrote Sonne. Trotz seiner Schwäche empfand er keine Müdigkeit. Es war, als sei das Geschwür an seinem Herzen, das den ganzen Monat heranreife, plötzlich aufgegangen. Freiheit! Freiheit! Er ist jetzt von dieser Verzauberung, von dieser Hexerei, von diesem Reiz, von dieser Versuchung befreit<sup>11)</sup>.

Nun ereignet sich etwas, was Raskolnikoff als eine »Vorherbestimmung des Schicksals« empfindet. Dieses Ereignis besteht darin, daß er nicht den direkten Weg nach Hause einschlägt, sondern einen Umweg über jene Gegend (den »Heumarkt«) macht, in welcher das Haus der Pfandleiherin liegt, die er ermorden will. Denselben Weg hat er am vorhergehenden Tag zurückgelegt, als er seine »Generalprobe« inszenierte. Dort erlauscht er zufällig ein Gespräch zwischen der Schwester der Pfandleiherin, Lisaweta, und einem Händler, aus dem hervorgeht, daß die Alte am nächsten Tag zu einer bestimmten Stunde für kurze Zeit allein in der Wohnung sein werde. Dieser »Wink des Schicksals« gibt seiner Unentschlossenheit den letzten Rest. »Er langte in seinem Zimmer in einer Stimmung an, als wäre er ein zum Tode Verurteilter. Er dachte über gar nichts nach und war auch gar nicht imstande, nachzudenken, aber er fühlte es bis in sein innerstes Wesen hinein, daß er nunmehr weder Freiheit des Willens, noch Freiheit der Vernunft habe, und daß alles mit einem Schlage entwichen sei.«

Am nächsten Tag wird Raskolnikoff morden.

Die besondere Bedeutung dieses Traumes, die seine notwendige Funktion in der psychologischen Entwicklung des Helden und im Fortgang der Handlung begründet, liegt darin, daß der Traum unmittelbar den Mord vorbereitet. Im Traume wird Raskolnikoff in seiner Zwangsneurose bestärkt, er bejahet den Mord und entschließt sich endgültig dazu. Daran ändert die Tatsache nichts, daß der Träumer gleich nach dem Aufwachen dem Traum eine andere — und zwar die entgegengesetzte — Bedeutung (»Ich sollte wirklich ein Beil nehmen . . . ?«) unterzuschieben versucht. Auch die Frage ist

unwesentlich, ob dem Dichter der Sinn und Zweck der Traumvorgänge, die er schildert, in ihrer wirklichen Bedeutung bewußt waren. Diese Frage wäre nur von Belang bei der Behandlung des künstlerischen Schaffensprozesses selbst, nicht bei der Kritik der Produkte dieses Schaffens. Die bewußte Absicht oder Klarheit des Dichters spielt eine nebensächliche Rolle neben dem Stück gestalteten Lebens, das er uns vermittelt und dessen innere gesetzmäßige Bedingtheit ihm selbst entgehen kann. Der Dichter macht die Irrungen und Anfechtungen seines Helden mit, gleichsam als handelnde Person, die sich selbst zur Untersuchung stellt. Er erlebt somit auch die Hemmungen gegen die bewußte und klare Einstellung auf den Tatentschluß, die Raskolnikoff vor dem Einschlafen erfüllen und die beim Erwachen, wenn auch in geschwächerter Form, wieder auftauchen. Aus dem Widerspruch von Hemmung und Antrieb und aus dem Versteckspiel, das die Seele mit sich selbst treibt, ergibt sich die künstlerische Spannung, die darin eine unmittelbare Widerspiegelung der Lebensspannung selbst ist. Der Beweis, den Raskolnikoff aus dem Traumexperiment zu gewinnen versucht, geht auf die Erkenntnis hinaus: In einer solchen Welt bleibt dir nichts anderes übrig, als selbst zum Mörder zu werden! Und sobald er dann aus seiner Einsamkeit in die Wirklichkeit hinaustritt und unter Menschen kommt, sehen wir ihn auch sofort entsprechend dieser Überzeugung handeln, die der Traum in ihm nicht erschüttert hat — wie er glaubt —, sondern gefestigt.

Ein oberflächlicher Leser könnte den ganzen Sinn der Traumschilderung in der lyrischen Wirkung erfüllt sehen, die von der Mitleidsgeste Raskolnikoffs im Traum ausgeht, als ob es dem Dichter um den Kontrast zu tun gewesen wäre: der Mörder mit dem weichen Herzen! Dostojewski hat unzweifelhaft diesen Kontrast gesehen (zum Teil in der Gefolgschaft der französischen Epiker), und zwar nicht erst im »Raskolnikoff«, sondern bereits bei allen seinen Verbrecherschilderungen aus der Katorga. Die Widerlegung der Schablone des unmenschlichen, tierischen Verbrechers ist mit einer der wesentlichsten Fortschritte in der psychologischen Erkenntnis, die wir Dostojewsky verdanken. Diese Kontrastwirkung selbst ist jedoch nur deswegen so eindringlich, weil sie dem Verbrecher nicht bloß wie eine äußere Arabeske anhaftet, sondern weil sie wesentlich zur Motivation des Verbrechers selbst gehört. Der Verbrecher ist nicht »zufällig« in

bestimmten Augenblicken ein weichherziger Mensch, der sich seinen Gefühlen hingibt, sondern zwischen seiner Weichherzigkeit und seinem Mordwillen bestehen notwendige Beziehungen. Auf den Zusammenhängen zwischen den scheinbaren Gegensätzen liegt, in der Wirklichkeit und in der Darstellung Dostojewskys, der Nachdruck.

Raskolnikoffs Traum läßt uns die Verbindungslinie besonders deutlich erkennen. Hätte der Traum nicht diese Funktion zu erfüllen, so würde er zur Kategorie der dekorativen Träume gehören, die wahllos von unbeholfener Künstlerhand eingestreut werden können. Es wäre nicht zu rechtfertigen, daß der Dichter in pleonastischer Weise ein Motiv (das Mitleid), mit dessen Unterstreichung er sonst in unzähligen Episoden nicht kargt, nun auch in einer Traumdarstellung wiederholt. Der naive Kunstgriff wäre überflüssig und würde in uns ein Gefühl der Verzögerung und des Aufenthaltes in der Handlung zurücklassen. Die unmittelbare Empfindung ist jedoch die einer lebhaften Beschleunigung und fruchtbaren Klärung. Es wurde schon früher darauf verwiesen, daß künstlerische und psychologische Zweckmäßigkeit zusammenfallen. Ebenso wie die ganze breit ausgeführte Traumschilderung, vom Standpunkt der ästhetischen Wirkung aus, eine barocke Belastung wäre, würde auch der kunstvolle Aufbau des Traumes sich zu einem willkürlichen und banalen Einfall verflüchtigen, wenn er nicht ein unentbehrliches Glied in der seelischen Entwicklungslinie des Helden darstellte. Eine künstlerische Wirkung, die psychologisch nicht gerechtfertigt werden könnte, ist im Grunde unvorstellbar. Der Traum findet darin seine künstlerische und psychologische Rechtfertigung, daß er die Kontraste, die zu den Voraussetzungen im Schicksal Raskolnikoffs gehören, auflöst und als gleichwertige, gleichgerichtete Faktoren eines tendenziösen Schemas, mit dem Raskolnikoff operiert, entlarvt.

Der Sinn des Traumes und die Bedeutung der einzelnen Gestalten, die im Traume auftreten, sind in einer anderen Szene des Romans sehr deutlich vorweggenommen. Und zwar an der Stelle, wo der Dichter uns die Entstehung des »Welt-schmerzes« Raskolnikoffs schildert, im Anschluß an das Selbstgespräch, das er zu Beginn des Spazierganges führt, der mit dem Traumerlebnis endet.

»... Denk mal nach, was nach zehn Jahren oder in diesen zehn Jahren mit der Schwester geschehen kann? Ist es dir gegenwärtig?« So quälte er sich und peitschte sich mit

diesen Fragen; es bereitete ihm sogar einen gewissen Genuß. Und alle diese Fragen sie waren ihm nicht neu und unerwartet; sie waren alt, lange herumgetragen und längst vorhanden. Sie marterten sein Herz schon lange. Seit langer, sehr langer Zeit war in ihm diese Schwermut<sup>12)</sup> entstanden, war gewachsen, war zur Reife gekommen . . . . »Um jeden Preis muß ich mich für etwas entscheiden oder . . . .«<sup>13)</sup>.

In dieser Überlegung Raskolnikoffs sehen wir die Quellen seines »Weltschmerzes«, den erlebnismäßigen Zusammenhang seiner Entstehung und gleichzeitig das Ziel der »wilden und phantastischen Frage, die ihm Herz und Kopf martert«, angedeutet: die Aufhebung des Weltschmerzes, die Erlösung von der gedrückten und verzweifelten Stimmung, in der er sich befindet. Wenn es heißt, daß es lange her sei, seitdem er begonnen habe, an diesen Konflikten zu laborieren, und der Traum uns in eine Kindheitssituation zurückführt, so erscheint die Annahme berechtigt, daß die Wurzeln des Übels in der Kindheit Raskolnikoffs zu suchen seien. Diese Annahme gilt nur mit einem wesentlichen Vorbehalt. In der Kindheitssituation des Helden sind wohl die allgemeinen Umstände zu suchen, die ihn zu einem lebensuntauglichen, sehr gefährdeten Menschen heranwachsen ließen; an dem Zustand der tiefen Entmutigung und Ratlosigkeit, in dem er sich befindet, ist jedoch ein chronischer, nicht gelöster Konflikt in sehr starkem Maße beteiligt, der vor der Pubertät nicht in jener affektiven Vertiefung erlebt wird, die ihm eine verhängnisvolle Rolle im Lebensplan jedes Einzelmenschen verleiht: der erotische Konflikt, der Zweifel an der eigenen Männlichkeit und die affektive Übertreibung der Mann-Weib-Beziehung.

Raskolnikoffs Haltung ist die der »Furcht vor der Frau«, der negativistischen, feindseligen Einstellung zum anderen Geschlecht. Diese Verzerrung in Raskolnikoffs Weltbild ist für das Verständnis seiner gesamten Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung. Es erübrigt sich, an dieser Stelle die grundsätzlich verschiedene Auffassung in bezug auf die Bedeutung erotischer Konflikte zu unterstreichen, welche die Individualpsychologie von allen sexualfetischistisch eingestellten Theorien trennt. Für die Individualpsychologie ist jeder erotische Konflikt seinem Wesen nach ein **Selbstgeföhlsproblem**, ein Konflikt des gehemmten Geltungsstrebens. Sie kennt keine Mehrzahl »erotischer Konflikte«, in dem Sinne, daß sie aus beliebig hergeleiteten Unter-

schieden biologischer Anlagen eine zwangsmäßige Entwicklung des Einzelmenschen zu verschiedenen Ausdrucksformen seiner Sexualität postulierte. Sie leitet alle Anpassungsschwierigkeiten, denen der Mensch im Verhältnis zum anderen Geschlecht begegnet, von einer allgemeinen krankmachenden Voraussetzung ab, die für den gesamten Umkreis der *Männkultur* gilt: von der prinzipiellen, vom Mannesprivileg und zu dessen Schutz arrangierten Distanz zwischen Mann und Frau. Das starr festgehaltene und vom Machtwillen des Mannes diktierte Prinzip von der Feindschaft der Geschlechter, von der Überlegenheit des Mannes und der Minderwertigkeit der Frau, gebiert von Generation zu Generation immer wieder dieselben ungünstigen Voraussetzungen für die Entwicklung der erotischen Haltung jedes Einzelnen. Das Schema, nach dem das Liebesproblem von vornherein erfaßt wird, ist ein Schema der Macht, des Kampfes, der großen Gefährdung, der empfindlichen Prüfung auf Selbstwert und Selbstgefühl.

Die gemeinschaftsfeindlichen Tendenzen, durch welche das Liebesproblem vergiftet wird, unterscheiden sich somit dem Wesen nach nicht von den Macht Tendenzen, welche das Leben der Gemeinschaft im gesamten Umkreis sozialen Lebens gefährden. Bei der Übertragung auf das Gebiet der zwischengeschlechtlichen Beziehungen, werden sie jedoch unter Anwendung des tendenziösen Mann-Weib-Schemas (Stark — Schwach, Oben — Unten) einem Prozeß der Verbildung und Verschleierung unterworfen, der ihr Wesen als egozentrische Macht- und Prestigetendenzen weniger deutlich hervortreten läßt. Auf dem erotischen Gebiet gelingt die Maskerade des Persönlichkeitsideals leichter, wobei auch die Affektwerte der sexuellen Beziehung in den Dienst von Macht- und Überlegenheitsstrebungen gestellt werden. Jeder unsichere Mensch, jeder »Neurotiker«, wird im Sinne seiner überspannten Zieleinstellung auf unbedingte Macht und Überlegenheit seine Beziehung zum anderen Geschlecht unter dem Drucke der Angst erleben, — Angst vor dem Beweis seiner Ohnmacht und Minderwertigkeit, Angst vor der Niederlage im weitesten Sinne des Wortes, Angst vor der Widerlegung seines Männlichkeitsfetischismus. Andererseits wird es ihn immer wieder unwiderstehlich anziehen, seinen Sieg vor dem anderen Geschlecht zu arrangieren, weil in dieser Beziehung vor allen anderen zwischenmenschlichen Beziehungen sich das Ideal der Männlichkeit und Stärke im Rahmen eines fiktiven

Schemas besonders rein darstellen läßt. Indem das erotische Experiment sich bis zu einem gewissen Grade der scharfen Kontrolle der Wirklichkeit entzieht, narrt es den Neurotiker mit der Aussicht auf jene milderen Bedingungen, die er vergeblich in der Wirklichkeit sucht. Um so schmerzlicher bleibt er dann an der Niederlage hängen, zu der ihn seine Angst immer wieder verurteilt. So zeichnet sich das Seelenleben jedes Neurotikers durch einen sexuelfetischistischen Zug aus, durch die Tendenz, alle Lebensvorgänge auf das Mann-Weib-Schema zu übertragen und gleichsam durch die Brille seiner erotischen Unzulänglichkeit zu apperzipieren.

Der erotische Fetischismus des Neurotikers ist demnach überdeterminiert, nicht im Sinne einer primär sexuellen Einstellung, sondern im Sinne einer durch sein überspitztes Überlegenheitsstreben diktierten Überschätzung des Gegensatzes Mann-Weib. Er lebt in ständiger Angst vor dem »weiblichen Prinzip«, das bald als das Prinzip seiner eigenen Schwäche, bald als die durch die Wirklichkeit gebotene und im Weib dargestellte Gelegenheit zur Niederlage aufgefaßt wird, und ist unermüdlich bestrebt, die »männliche Linie«, die Erfüllung des »männlichen Prinzips« zu erreichen, als die Linie seiner Gottähnlichkeit und Machtvollkommenheit.

Wenn man dort, wo dieses Widerspiel von Angst und Streberei besonders kraß hervortritt, von der »erotischen Impotenz« des Neurotikers spricht, — ein Begriff, der die sexuelle Impotenz in sich schließt — und z. B. auch von den Träumen und dem ganzen Verhalten Raskolnikoffs sagen kann, daß sie seine erotische und sexuelle Impotenz verraten, so wird dadurch in erster Linie seine zwangsmäßige Einstellung auf absolute Machtvollkommenheit zum Ausdruck gebracht<sup>14)</sup>. Diese wird sich im sonstigen Verhalten des Neurotikers nicht weniger offenbaren als in seinem erotischen Verhalten. Als an der erotischen Beziehung besonders leicht und in gleichsam sublimier Form darstellbar, erfährt sie im seelischen Getriebe des Neurotikers selbst, von diesem Affektgebiet her, besonders heftigen Anreiz und tritt in dieser erotischen Fixierung unserer Einfühlung als besondere Aufgabe entgegen.

Die Aufdeckung des Überlegenheitskonfliktes im erotischen und sexuellen Experiment, das sich an der tendenziösen Mann-Weib-Schablone anklammert und jede Gemeinschaftsbeziehung zwischen den Geschlechtern durch diese karikaturistische Verzerrung überkreuzt, ist wohl eine der schwerwiegendsten Erkenntnisse der Individualpsychologie. Durch

sie erst wurde das geschlechtliche Erleben des Menschen zu einem würdigen Gegenstand psychologischer Einfühlung erhoben und aus der Umklammerung durch die Triebmythologie befreit. Sie enthüllt uns die Grenze, an der die Forschungen der Psychoanalyse stecken blieben, um sich den wissenschaftlich reaktionärsten Anschauungen zu verschwistern, nachdem sie eine kurze Strecke dem Fortschritt gedient hatten. Die Psychoanalyse hat dem Neurotiker seinen Sexualfetischismus geglaubt, sie ist seiner erotischen Unzulänglichkeit »aufgegessen«, indem sie dieselbe als eine unentrinnbare, triebmäßig gebundene Gegebenheit erfaßte, anstatt sie als Arrangement und in ständiger Annäherung an ein Überlegenheitsideal gedichtete Karikatur des Lebens zu entlarven.

Diese Überlegung in der Anwendung auf den Typ Raskolnikoff ist geeignet, viele Fragen zu klären, mit denen die bisherige Dostojewsky-Forschung nur unvollständig fertig wurde. Stets wird gern übersehen, wie stark die erotische Unzulänglichkeit Raskolnikoffs, in dem oben dargestellten Sinne der »Angst vor der Frau«, an seinem Mordplan beteiligt ist. Der zwangsmäßige Charakter seines Mordplanes hängt mit dieser für ihn selbst unverständlichen und undurchsichtigen Fixierung unmittelbar zusammen, während seine sonstigen Unzulänglichkeiten im Leben, die als solche sogar schwer faßbar sind (seine Armut, Mißerfolg beim Studium usw.) eher vernachlässigt werden könnten. Auch dem naiven Verstande muß diese Fragestellung als gerechtfertigt erscheinen, wenn er sich bloß rein gefühlsmäßig vorhält, ob Raskolnikoff imstande wäre, auch einen männlichen Pfandleiher und dessen Bruder zu ermorden, wie er die weibliche Pfandleiherin (die »Laus«) und deren Schwester umbringt? An der Karikatur der »Laus«, zu der er einen lebendigen Menschen verzerrt (Sonja: »Ein Mensch soll ein widerwärtiges Insekt sein?«), ist der Umstand, daß es sich um ein Weib handelt, nicht unwesentlich beteiligt. Von der Angst vor der Frau aus erklärt sich uns auch der Umstand, mit dem sich Raskolnikoff vergeblich abmüht und an dem seine Napoleonideologie zuerst zuschanden wird, daß der Mord für ihn an Interesse verliert, sobald die Frauen tot sind. Der Mord gelingt, aber der Raub, der den Mord vor seinem Bewußtsein rechtfertigen soll, gelingt nicht mehr. Er gelingt deshalb nicht, weil er nicht mehr nötig ist im Sinne der Mann-Weib-Schablone. Der Zu-

sammenhang legt uns auch den Gedanken nahe, daß der Mord an der Schwester der Pfandleiherin, Lisaweta, nicht zufällig ist, sondern »gewollt«, in der tiefsten Zielsetzung des Mordarrangements vorweggenommen. Diese Auffassung wird durch die weiteren Umstände bestätigt, daß Raskolnikoff den »Zufall« selbst herbeiführt, indem er sich bei der Ausführung des Mordes verspätet und die Tür der Wohnung der Wucherin offen läßt. Daß Raskolnikoff schließlich durch eine Frau geheilt und zur Mitmenschlichkeit zurückgeführt wird, liefert die positive Gegenbestätigung für das Wesen des ursprünglichen Konflikts.

Wir möchten in dieser Präzisierung der psychischen Haltung Raskolnikoffs den besonderen Gewinn erblicken, den uns das gewissenhaftere Eingehen auf die Träume einbringt. Denn in den Träumen ist die »Angst vor der Frau« unmittelbar manifest und die ständige Fortbewegung von der »weiblichen« zur »männlichen« Linie. Die Konfliktsituation, in die uns der Traum von der Stute einführt, ist eine überwiegend erotische (nicht sexuell!) betonte. Raskolnikoffs Beziehung zur Frau gelangt zur Darstellung und erst in zweiter Linie seine Beziehung zum Leben. Das Ende ist: Raskolnikoff flüchtet sich in die väterliche Umarmung, zum »männlichen« Prinzip. Der Vater wird ihn retten, das männliche Prinzip in ihm wird das weibliche besiegen. Dazwischen liegt der mißlungene Versuch des Knaben Raskolnikoff, sich mit seinen schwachen Kräften der Horde von Betrunknen entgegenzuwerfen, um das mißhandelte Tier zu retten. Eine Messiasgeste ist angedeutet, eine Linie, die zur Selbstaufopferung führt. Es ist so, als ob der Träumer sagen wollte: Man muß ein Messias sein, um mit dem Leid dieser Welt fertig zu werden!, — um dann zu resignieren. Die Messiasgeste versagt, man muß sich für die männliche Tat entscheiden, für Mitleidlosigkeit, Selbstsucht, Grausamkeit. In Raskolnikoffs Bezugssystem heißt die männliche Linie Mord. Raskolnikoff widerlegt im Traum seine Unmenschlichkeit, erlebt den Zusammenbruch seiner Erlösergeste und führt vor sich selbst den Beweis durch, daß ein Ausweg aus seiner verzweifelten Lage nur über das Verbrechen möglich ist.

Die Tendenzen, zwischen denen Raskolnikoff im Traume hin und herschwankt, um sich schließlich für die Linie der absoluten Männlichkeit zu entscheiden, sind dieselben, von denen wir ihn bereits früher in einzelnen Episoden ergriffen

sahen. Nachdem er sich der Familie Marmeladoffs angenommen hatte, geriet er in Kampf mit seiner Mitleidsregung. Kurz vor dem Traumerlebnis erlebte er denselben Umschwung, nachdem er versucht hatte, das betrunkene Mädchen vor den Nachstellungen des Lebemannes zu retten: »Mögen sie einander bei lebendigem Leibe auffressen.« Der Vater wiederholt im Traum dieselbe Weisheit: »Es geht uns nichts an!« Der Beweis lautet demnach: nicht Mitleid hilft und Menschenliebe, sondern Macht und Selbstsucht.

Das Arrangement in der ganzen Beweisführung ist verhältnismäßig leicht zu durchschauen. Das gesamte Lebensproblem wird auf eine einfache Formel reduziert: die leidende Kreatur (die gedemütigte Frau) und ihre Henker. Raskolnikoff malt sich ein Bild vom Leben wie jemand, der bereits davon überzeugt ist, der Sinn des Lebens bestehe darin, Hammer oder Amboß zu sein, Napoleon oder eine Laus. Zu dieser formelhaften Verknappung des Lebensproblems wird nur eine Seele gelangen, deren Selbstvertrauen einen schweren Stoß erlitten hat und die von der geringen Einschätzung ihrer eigenen Kräfte aus eine übergroße Empfindlichkeit und alles Uebrige ausschließende Aufmerksamkeit für alle Situationen der Schwäche, des Leidens, der Ohnmacht und alle Situationen des Sieges, der Ueberlegenheit, der Stärke entwickelt. Es fehlen in diesem Weltbild alle Zwischenfarben, jeglicher Ausblick auf menschliche Bereitschaften, die eine andere als eine Welt der Gewalt, der Henker und der Opfer, zu erfassen und aufzubauen imstande wären. Gut sind nur die Schwachen, das Kind und der Greis, die Erwachsenen und Starken sind alle grausam, Raskolnikoff sagt sich im Traume nichts anderes, als das, was er sich in der Philosophie seines Welt Schmerzes an der Hand aller möglichen Gedankengänge wiederholt. Er ist blockiert in der Weltauffassung des Ängstlichen und Unzulänglichen. Im Verhältnis zu dieser verzeichneten Welt gilt die Theorie durchwegs: nur der Messias oder der Napoleon kann sich zu einer Überlegenheit durchringen. Der ganze Beweis beruht jedoch auf einer quaternio terminorum, er gilt in einer Welt, die auf diesen Beweis hin konstruiert wurde.

Im Traum zieht Raskolnikoff das Fazit aller seiner einschlägigen Überlegungen und Gedanken. Die durchsichtige Klarheit, in welcher sich das Filmband vor seinem inneren Auge abrollt, beweist uns, wie hemmungslos er bereits dieser

Auffassung ergeben ist, wie widerspruchslos sie seinem gesamten Lebensplan eingebaut ist. Gleichzeitig erkennen wir die Funktion der Zurückführung auf eine Kindheitssituation. Die infantile Einkleidung bringt das Gefühl der Hilflosigkeit, des Ausgeliefert-Seins an unüberwindliche Mächte, der Unverantwortlichkeit für den Zustand der Welt zum Ausdruck, das wohl die augenblickliche Gefühlslage des Träumers kennzeichnet, das er sich jedoch nur dann so trefflich vorspielen kann, wenn er sich selbst als Kind sieht. In einem infantilen Panorama wird jene Bilderbogenklarheit erzielt, in welcher die herausgearbeitete Leitlinie sich am bequemsten der vorwärtstastenden Seele einprägt. Jede Annäherung an die aktuelle Wirklichkeit, auch im Traum, würde die Zugkraft des Beweises und die Verwendbarkeit des Ergebnisses gefährden; denn in der Wirklichkeit liegen auch alle Widerlegungen eingebettet, die Raskolnikoff ahnt, gleichsam mit den Resten seiner Logik und seines Gemeinschaftsgefühls, und an denen er sich mühsam vorbeischieben muß. Wie sehr ihm die anderen Möglichkeiten gegenwärtig sind, geht aus seiner noch vor kurzem lebendigen Absicht hervor, zu Rasumichin — dem lebensstüchtigen, selbstvertrauenden Gegenspieler — zu gehen, um von ihm Arbeit und Hilfe zu erhalten. Sein Selbstvertrauen reicht nicht mehr so weit, um sich von dem Einsatz seiner Kräfte im normalen Wettbewerb des Lebens eine Besserung seiner Lage zu erhoffen. Und es ist auch nicht das Problem Arbeit, das ihn am tiefsten und hartnäckigsten bedrängt. Er entschließt sich — im Traum — endgültig gegen Rasumichin für die gewaltsame Geste. Er phantasiert sich in eine vermeintliche Heldenrolle hinein, um sein Versagen auf dem Hauptkriegsschauplatz des Lebens zu verbergen.

Es würde zu einer gründlicheren Auseinandersetzung mit dem gesamten Lebensschicksal Raskolnikoffs hinüberleiten, das wir hier keineswegs erschöpfend erörtern wollen, wenn wir ausführen wollten, auf welche Ursachen dieses geringe Selbstvertrauen des Helden und alle daraus sich ergebenden Tendenzen, vor allem die Einstellung auf das überspannte Heldenideal, zurückzuführen sind. Der Dichter läßt uns auch einigermaßen im Stiche, indem er uns nur bruchstückweise über die Kindheit und Jugend Raskolnikoffs unterrichtet. Am besten unterrichtet uns jener Brief der Mutter, welcher die Entwicklung bis zum Mord so wesentlich beschleunigt. In diesem Brief wird vor unseren Augen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die Tragödie eines »ältesten Sohnes« auf-

gerollt, auf den eine ärmliche, gedemütigte Familie alle ihre Erwartungen häuft. »Du bist unsere Hoffnung und unsere Zuversicht.« Diese große Hoffnung ist das böse Patengeschenk, das Raskolnikoff in die Wiege gelegt wurde, das seinen Ehrgeiz aufstachelte, seine Ungeduld maßlos steigerte, das seinen Lebensweg auf ein großes Finale als Ziel einstellte, von dem aus alle seine Unzulänglichkeiten und alle Schwierigkeiten ebenfalls allertiefsten Schatten werfen mußten. Der Brief erinnert ihn auf das heftigste an die Enge seines Daseins und gleichzeitig an seine Aufgabe, die er nicht anders als über groß und gewaltig erfassen kann, so daß der rührende Brief und überhaupt die ganze rührende Kindheitsgeschichte uns in die eigentliche Brutstätte des Mordes einführen. Die Berufstätigkeit der Schwester wird als Opfer hingestellt (Raskolnikoff interpretiert sie geradezu als Weg zur Prostitution); das Leitmotiv der männlichen Berufung im Gegensatz zur weiblichen Hilflosigkeit, das Raskolnikoffs Jugend begleitet haben mag, wird von der Mutter mit der ganzen grausamen Naivität einer weiblichen Seele abgewandelt, deren Worte unwillkürlich und selbstverständlich das Dogma des Mannesprivilegs atmen. Wir erkennen, warum Raskolnikoff zum Menschenfeind werden mußte, zum abgesperrten Egoisten, der sich nicht in die Walstatt des Lebens hinaustraut und der glaubt, man müsse mit übernatürlichen Kräften begabt sein, um das Leben zu bestehen: weil man seine Kindheit mit Ängstlichkeit, Verzärtelung und gleichzeitig mit leerer Selbstüberschätzung fütterte. Wir erfüllen die Wurzeln seines männlichen Negativismus, seiner Angst vor dem Einlenken in eine weibliche Linie; er ist durchtränkt mit dem Männlichkeitsfetischismus einer alten Welt, die er gerade in diesem fatalen Mißverständnis, trotz aller Skepsis, nicht zu durchschauen vermag. Denn auch seine Skepsis steht im Dienste dieses Fetisch. Zur Selbständigkeit gehört mehr als der Wille dazu: das Wissen um die Wege, auf denen der Mensch zur Gemeinschaft und zur Leistung gelangt, und alle diese Wege sind Raskolnikoff durch Selbstmißtrauen und Ungeduld versperrt, die sich im ewigen Widerspiel gegenseitig steigern. Die rührende Mutter war wohl eine sehr schlechte Erzieherin und Raskolnikoff selbst entlarvt ihre listenreiche Hilflosigkeit und Weltfremdheit, wenn er die Argumente zerpflückt, mit denen sie ihm die unschöne Heiratsgeschichte der Schwester schmackhaft machen will.

Aufschlußreicher ist in dem Zusammenhange, den der

Traum darstellt, die Funktion der Messiasgeste. Es wird uns deutlich, daß diese Messiasgeste, die Raskolnikoff auch im Leben so gut trifft, eine Art faules Kompromiß zwischen Selbstmißtrauen (Minderwertigkeitsgefühl) und Selbstüberschätzung (Gottähnlichkeitsstreben) ist. Nachdem der Ängstliche sich ein Weltbild der Angst entworfen hat, eine Welt, in der es nur Böse und schuldlose Opfer gibt, setzt er seine Reste an Gemeinschaftsgefühl ein, jedoch unter Bedingungen, die sein absolutes Anders- und Besser-Sein, einen großen Sieg, eine blendende Apotheose gewährleisten. Raskolnikoff hat in seinem Leben wohl die Erfahrung gemacht, daß mehr dazu gehört, um die Rechnung des Lebens auf gleich zu bringen, als die Erlösergeste. Diese resignierende Erfahrung macht er auch im Traum, um sofort zum anderen Extrem überzugehen. Der Mittelweg ist ihm verschlossen, den er mit allen mutigen und sozialen Menschen gehen könnte, — also mit jenen Menschen, die in seinem Weltbild nicht zu finden sind. In verzweifelten Situationen gibt er sich aus, gleichsam in konkurrenzloser Selbstherrlichkeit, dort wo das Ergebnis kein anderes sein kann als die Erkenntnis der Nutzlosigkeit der Bemühung. Raskolnikoff stellt sein Gemeinschaftsgefühl in einen absichtsvollen Zusammenhang, der die Spuren der ganzen Fehlerhaftigkeit seiner Persönlichkeit offenbart. Daß in dieser Tendenz trotzdem noch die tauglichste Orientierung steckt, über welche er verfügt, beweist der Erfolg der Heilung, welche Sonja einleitet. Sie appelliert an den Liebesglauben, der in der Erlösergeste keimhaft verborgen ist (im Gegensatz zum »Heiden«-glauben der anderen; vgl. dazu die wiederholte Frage an den rohen Kutscher im Traum: »Bist du ein Heide?«). Raskolnikoff muß jedoch zuerst den Zusammenbruch seines Übermenschentums erleben. Mitleid und Liebe stehen noch im Banne seines Gottähnlichkeitsstrebens<sup>15)</sup>.

Charakteristisch im Seelengemälde des Traumes ist die Erinnerung an den Friedhof, an den verstorbenen Bruder, die Verlegung des Ereignisses vor die Tore der Stadt, wo die unfreundliche, endlose Landstraße beginnt, die hinaus ins Leben führt. Wir erkennen daran, wie sehr Raskolnikoff mit seiner ganzen Seele auf der »anderen Seite« des Lebens sich befindet, sich in einer Scheinwelt jenseits der Wirklichkeit bewegt, seine Gebundenheit an Familientradition und seine Angst vor dem Leben (im Bilde der trostlosen Landstraße). Bemerkenswert ist, daß im Familienbild, das die Traumsituation erinnerungsmäßig durchflieht, der Schwester nicht Erwähnung ge-

tan wird (der Traum nimmt an anderer Stelle Bezug auf sie), während die Beziehung zum Bruder — im Sinne des männlichen Leitideals — pietätvoll unterstrichen wird. Die ganze Episode spielt sich außerhalb der Stadt ab, in jener relativen Distanz zum wirklichen Leben, die auch die Verlegung in das infantile Ensemble erweist, als ob es Raskolnikoff gegenwärtig wäre, daß er sich auf den Außenforts des Daseins bewegt und daß im verworrenen Getriebe des menschlichen Verkehrs Gesetze walten, die er gar nicht kennt und gar nicht zur Darstellung zu bringen vermag. Er »hilft« sich durch Annäherungswerte. Dieselbe Distanz hält Raskolnikoff mit seinem ganzen einsamen Leben, an der Peripherie des Daseins, ein und auch jetzt, im Augenblick des Traumes, liegt er hinter einem Gebüsch in einer unbewohnten Gegend außerhalb der Stadt. Er ist vor den Menschen geflohen, um mit sich selbst zu Rate zu gehen, und er findet jenen Rat, den der Lebensflüchtling erhoffen darf, — die Zwangsneurose.

Alle diese Elemente liefern sich leicht unserem Einfühlungsstreben aus. Interessanter für eine Theorie der Traumdeutung selbst und für die Psychologie Raskolnikoffs, deren sonstige Voraussetzungen auch aus seinem wachen Verhalten mit derselben Deutlichkeit hervortreten, ist jedoch die Bedeutung des zentralen Bildes, des Wagens mit den Betrunknen und der mißhandelten Stute. In der unmittelbaren Vorgeschichte finden wir einen aktuellen Anknüpfungspunkt, den man für die Wahl dieses Bildes verantwortlich machen könnte. Am Tage vorher, auf dem Weg zur »Generalprobe« in der Wohnung der Pfandleiherin, war Raskolnikoff einem »ungeheuren« Lastwagen begegnet, auf dem ein Betrunkener fuhr; dieser hatte ihm höhnisch zugerufen: »He du da, mit dem deutschen Hut!«<sup>16)</sup>, was Raskolnikoff in sehr peinlicher Weise an seinen alten, auffallenden Hut erinnert hatte, durch den er sich bei der Ausführung des Mordes verraten könnte. Es liegt nahe, den Traum, den er gleichsam auf dem Wege zum Mordhause träumt, als unmittelbare Fortsetzung der Überlegungen anzusehen, die sich bei ihm im Anschluß an diese Begegnung mit dem Betrunknen auf dem Wagen einstellten. Das Bild im Traum (der Wagen mit den vielen Betrunknen) wäre eine entsprechend ausgeweitete Reproduktion eines wirklichen Erlebnisses, welches Raskolnikoff an empfindlicher Stelle traf; der Betrunkene hatte ihn ob seines tristen, ungewöhnlichen Aussehens verhöhnt und hatte ihn gleichzeitig an die Schwierigkeiten des Unternehmens, mit

dem er sich gerade beschäftigte, erinnert. Dieselben Motive spielen auch in den Traum hinein.

Es ist jedoch mehr ein glücklicher Zufall zu nennen, wenn uns die Dichtung einen Anknüpfungspunkt bietet, um die Wahl der formalen Elemente des Traumes genauer zu determinieren. Eine restlose Deutung in diesem Sinne ist auch dort oft schwierig, wo uns das gesamte Erleben eines Träumers zur Verfügung steht und nicht bloß die im abgekürzten Verfahren der künstlerischen Mitteilung übermittelten Ausschnitte. Die Anknüpfung an wirkliche Erlebnisse, die in den formalen Elementen des Traumes anklingen, wird immer interessant sein; unentbehrlich für das Verständnis des Traumes sind diese Beziehungen nicht. Denn wichtiger als die assoziative Verbindung mit einem Ausschnitt der Vergangenheit ist der Verarbeitungsprozeß, dem das wirkliche Erlebnis unterzogen wird, und der Punkt in der *Zukunft*, auf den dieser Prozeß hinzielt. Das wirkliche Erfahrungserlebnis wird uns durch Hinweis auf den psychologischen Zusammenhang, der bestimmte formale Elemente der Erinnerung einprägte, nicht so sehr in bezug auf das Finale, dem der Traum zustrebt, aufklären, als in bezug auf die subjektiven Symbolbeziehungen, die einem bestimmten Zeichen anhaften. Das Zeichen steht am psychologischen Ort jener Tendenzen, die sich in der Wirklichkeit angesprochen fühlten. In unserem Beispiel wären diese Tendenzen: Minderwertigkeitsgefühl, Gefährdungsangst (der Betrunkene sitzt hoch oben auf dem Wagen, während Raskolnikoff unten im Staube hastet; die höhnische Bemerkung zielt auf die Kopfbedeckung Raskolnikoffs hin, also auf das, was bei Raskolnikoff »oben« nicht stimmt. Die Gleichsetzung von Kopf und Persönlichkeitsideal, von nach »oben« verlegter Unsicherheit und Unsicherheit in der Leitlinie ist beim anschaulichen, schematischen Denken durchgängig üblich)<sup>17</sup>).

Wesentlicher ist jedoch, was der Träumer aus diesen formalen Elementen macht, in welchem Sinne er sie umdeutet und ausgestaltet, als wie sie sich ihm in der Wirklichkeit darstellten. Der Träumer verdichtet zum Bilde des Wagens alles, was er im Leben als schwierig, feindlich, überlegen und gefährlich empfindet, die ganze Bösartigkeit, Niedrigkeit und Grausamkeit der Menschen und vor allem alle Schwierigkeiten der Beziehung zur Frau. Wir erkennen die Schablonen, nach denen sich Raskolnikoff in seinem Verhältnis zum anderen Geschlecht orientiert. Die Frau ist entweder das ge-

quälte, gepeinigte Opfer — die Stute, die schließlich erschlagen wird — oder die freche Dirne (die auf dem Wagen sitzt). Zwischen diesen zwei Polen schwankt Raskolnikoffs erotisches Gefühl. Die nähere Untersuchung zeigt uns, daß beide Schablonen ein Gemeinsames haben, das für Raskolnikoffs Verhältnis zur Frau außerordentlich charakteristisch ist: das Verbindende ist der Prostitutionsgedanke. Raskolnikoff kennt die Frau nur als Prostituierte. Entweder ist sie die übermütige, über die Männer triumphierende Dirne, die stets »lacht und Nüsse knackt« und sich der Opfer freut, die für sie gebracht werden, oder sie ist das gedemütigte, ins Joch gezwungene Opfer, das keinen eigenen Willen haben darf, der Peitsche gehorchen muß und alles tun, was ihr Herr und Gebieter befiehlt. (»Mein ist die Mähre!« — »Mein Eigentum!« schreit der betrunkene Mikolka, während er auf die Stute loshaut. Dieselbe Geste, die der geizige Bräutigam Luschin im Verkehr mit Dunja hervorkehrt.)

Die Stute ist gleichsam ein Sammelbegriff für die gedemütigte, versklavte Frau. Die Stute ist vor allem — Dunja, Raskolnikoffs Schwester, deren angekündigte Verlobung ihn in solche Erregung versetzt hat, der er in Gedanken, kurz bevor er einschlief, vorhielt, daß ihr Weg sich in keiner Beziehung von dem Wege unterscheidet, den Sonja gegangen ist. »Jedes Jahr, sagt man, muß ein gewisser Prozentsatz draufgehen . . . Was aber, wenn auch Dunetschka in irgendeiner Weise in diesen Prozentsatz hineinkommt!«<sup>18)</sup> Beide, Dunja und Sonja, erscheinen vor einem Karren gespannt, der zu schwer ist für ihre schwachen Kräfte. — Dunja will sich für ihn und die Mutter aufopfern und Sonja für ihre Familie. Auch Lisaweta, die Schwester der Pfandleiherin, die von der Alten ausgebeutet und geprügelt wird, ist ein solches Opfer, eine geduldige Stute, die »nicht Nein sagen kann« (auch den Männern nicht, von denen sie immer wieder geschwängert wird).

Im Traum heißt es: der Schimmel (das Glänzende, Männliche) ist fort. Die graue Stute — das Weibliche — ist an dessen Stelle getreten. Raskolnikoff steht zur Frau entweder in einer Mitleidsbeziehung oder in einer Beziehung des Abscheus. Ebenso wie er den Sinn der wirklichen Welt auf den ungünstigsten gemeinsamen Nenner zurückgeführt hat, hat er auch die Liebe, wie sie sich in der wirklichen Welt manifestiert, auf einen Sinn umgedeutet, der ihr jeden Wert nimmt und der das Ausweichen vor der Liebe fast zu einem

Vorzug erhebt. Er hat sorgfältig alle entsprechenden Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt, bis die Leitlinie, daß die Liebe eine äußerst traurige, wenn nicht schmutzige Angelegenheit sei, sich in ihm als Dogma festsetzte. Und wir haben gesehen, wie gerade dieses Dogma, — diese »alten, schmerzhaften Wunden«, an denen er »eine Art Genuß findet« —, zum Ausgangspunkt seines Weltschmerzes wurde. Das »wüste, phantastische Problem« kreist ununterbrochen um den fixen Gedanken von der gottgewollten, unentrinnbaren Verdammnis der Frau in einer Welt der übermütigen männlichen Rohheit. Er kann die Beziehungen der Geschlechter nicht anders sehen als durch die trübste Brille und jeder Gedanke, der dahin führt, ist mit Peinlichkeit belastet.

Der peinliche, krankhafte Charakter dieser weltschmerzlichen Ohnmacht stammt aus dem ewig gereizten, heimtückisch lauernenden Zweifel an der eigenen Männlichkeit, der in »tobende Wut« ausartet, sobald die Wirklichkeit ihn härter bedrängt. Er beginnt allerdings immer wieder dieselbe Wirklichkeit in der Richtung seiner vorgefaßten Meinung auszu-beuten. So auch jetzt: die Nachricht von dem »Opfer« der Schwester brachte ihm die Schwäche seiner Situation zum Bewußtsein und brachte sein Inneres in Aufruhr. Aber beim Versuch, eine Antwort zu finden auf die Forderung der Wirklichkeit, bleibt er an der Gegenüberstellung Dunja-Sonja hängen und schwingt sich hinüber zum Leitgedanken seines Wahnsystems. Es erscheint die Frage erlaubt, welche Tendenz sich in ihm stärker angesprochen fühlt: sein Ehrgeiz vor dem Leben oder seine fixe Idee von dem Fluch des Geschlechtes (gekleidet in den Gedanken von der Schwäche und Erlösungsbedürftigkeit der Frau), die er durch das Schicksal der Schwester schlagend bestätigt glaubt? Die tobende Wut gilt mehr der Festigung dieser tendenziösen Überzeugung, als dem wirklichen Problem. Dieser Gedanke wird uns schon durch die Beobachtung nahegelegt, daß er in seinem Weltschmerz eine Art »Genuß« findet. Der Genuß an den grüblerischen Gedanken kann nur darin bestehen, daß dieses Dogma von der fatalen Minderwertigkeit der Frau für ihn selbst einen besonderen Wert als Sicherung und als Legitimation seines eigenen Versagens besitzt. »Wenn ich den Weg zur Liebe nicht finde, so tue ich es nicht aus Schwäche, sondern weil ich besser bin als die anderen. Die Frau ist — ob sie gut oder schlecht sei — nur für den Käufer zu haben.« Er hat den Prostitutionsgedanken seinem moralischen Gefühl angepaßt,

das sich dagegen wehrt, alle Frauen zu abscheulichen Dirnen zu degradieren. Aber er rettet ihn, indem er durch eine naive Zweiteilung jenen Frauentypus, der sich schwer zur Dirne degradieren läßt, zur absoluten Schwäche verurteilt, die sie auf Gnade und Ungnade dem Herrschaftswillen und den Gelüsten des Mannes ausliefert<sup>19)</sup>. Durch den Prostitutionsgedanken wird die Verbindung mit seiner sozialen Schwäche, mit seiner Armut — die er als eine arrangierte, selbst verschuldete erst später begreifen wird —, hergestellt und zu seiner allgemeinen Devise. Auch in bezug auf die Frau heißt es: »Man muß ein Messias oder ein Napoleon sein, um zur Frau zu gelangen!« So liegt in seinem erotischen Schema eine fiktive Linderung und Rechtfertigung seiner Ohnmachtsgefühle und gleichzeitig eine fatale Verlockung zur Kompensation seiner Schwäche auf einer wirklichkeitsfremden Linie, zur Übertrumpfung der Männlichkeit in gewagten Experimenten.

Die verhängnisvolle Verflechtung im psychischen Arrangement wird uns noch schärfer vergegenwärtigt, wenn wir den umgekehrten Weg verfolgen. Raskolnikoff ist zu dieser Auffassung der Lebens- und Liebesprobleme gelangt, weil er von vornherein auf die große Apotheose eingestellt war und sich seine Beziehungen zu den Menschen und zur Frau nur als die eines Messias oder Napoleon vorstellen konnte. Entsprechend dieser Zieleinstellung hat er sich die Wirklichkeit umgedichtet, auf die er nach und nach die Verantwortung für seine wirklichkeitsfremde, egozentrische Streberei abgewälzt hat. Auch das Mitleid, das Frauenschicksal in ihm wachruft, ist eine seelische Spiegelfechterei, eine Selbstbeweihräucherung: »je größer mein Mitleid für die Frau, desto größer meine Überlegenheit als Mann«. Er hält an der Mitleidsgeste wie an einer starren Sicherung fest, die ihm seine Überlegenheit und gleichzeitig seine Distanz von der Frau gewährleistet. Die scheinbare moralische Rechtfertigung stellt sich in diesem Zusammenhang als Mißbrauch des Gemeinschaftsgefühls dar, als eine Kulisse, hinter der sich seine tatsächliche Sterilität und Unfähigkeit, eine Gemeinschaftsbeziehung zur Frau herzustellen, versteckt. Als letzte Sicherung hat er seine Armut. Nachdem er das Liebesproblem zu einem Geldproblem umgestempelt hat (unter scheinbarer Wahrung aller moralischen Rücksichten), hat er in seiner Armut eine ewige Ausrede, um die Lösung des Problems im Rahmen der Wirklichkeit immer wieder hinauszuschieben. So muß die Ratlosig-

keit, in der er sich dem erotischen Problem gegenüber befindet, seine Entmutigung auf das heftigste vertiefen und immer wieder erneuern, und die Verdrehungen und Umdeutungen, zu denen ihn seine erotische Ratlosigkeit zwingt, tragen unmittelbar zu jenem Lähmungszustand bei, der ihn zu verzweifelten Entschlüssen treibt. Noch in den Begleitumständen seines Verbrechens zittert das Grundmotiv seiner Schwäche nach, als ob es ihm darum zu tun wäre, mit dem Mörderbeil das weibliche Prinzip, das Weib selbst aus der Welt zu schaffen.

Raskolnikoff hat die böse Erfahrung gemacht, daß seine egozentrische Lebensauffassung, deren tiefste Irrtümer er noch nicht zu durchschauen vermag, das Gegenteil von dem bewirkt, was er anstrebt. Anstatt zu steigen, ist er gesunken, und anstatt die anderen zu erlösen, ist er im Begriffe, sogar seine Schwester zu opfern. Die Stute, die er nicht erschlagen will, ist nicht die Pfandleiherin, sondern Dunja. Er hält sich im Traume vor, daß er im Begriffe ist, von seiner Schwester dasselbe zu fordern, was Marmeladoff von seiner Tochter gefordert hat. Der wache Raskolnikoff kann sich dem Argument nicht entziehen, daß er auch die Wucherin opfert und sich damit in eine Reihe mit jenen stellt, welche auf die Stute losschlagen. Aber der Konflikt, an dessen Ende der Mord an der Pfandleiherin als einziger Ausweg steht, wird im Traume selbst nicht gelöst, sondern ungeheuer verschärft und zugespitzt. Das Bild des Opfers, das er sich bereits ausgesucht hat, ist entsprechend bearbeitet, so daß der Mord unmittelbar an den Traum anknüpfen kann, in dem Raskolnikoff aus der Selbstsucht trotz der Menschlichkeitsgeste nicht herausfindet. Die Pfandleiherin gehört zum anderen Pol, sie gehört zu jenem Frauentypus, mit dem man Abscheu und Verachtung hat und den auszurotten das Gewissen nicht sonderlich zu beschweren braucht. Man könnte es als »Fehler« bezeichnen, — als Fehler im Verhältnis zum wirklichen Problem, das Raskolnikoff zum Morde treibt, — daß die Frau, die er morden will, aller Merkmale des Weiblichen entkleidet erscheint und weiter nichts ist als eine häßliche Megäre. Raskolnikoff fühlt den Fehler heraus, wenn er gegen seine »ästhetische« Schwäche polemisiert, die ihn mit tausend Skrupeln belastet. Die Skrupeln entsprechen den Konzessionen an sein Wach-Bewußtsein, an seine soziale Dressur. Im Augenblick der Tat überwindet er diese Hemmungen und bezieht auch Lisaweta (die jünger ist und — männertoll) in seinen Mordplan ein. So gestaltet

sich der Mord tatsächlich zu einer symbolischen, fiktiven Erledigung des Problems »Weib«.

Daß Raskolnikoffs Bewußtsein den Mord nicht aus lebendigem Gemeinschaftsgefühl ablehnt, sondern aus anderen Gründen, geht aus den Argumenten hervor, mit denen er seine Zaghaftigkeit vor sich selbst erklärt. »Ich habe es ja gewußt, daß ich es nicht tragen kann, wozu habe ich mich damit solange gepeinigt? — Mag auch kein Zweifel in der ganzen Berechnung sein, mag alles, was im Laufe dieses Monats beschlossen wurde, klar wie der Tag, richtig wie das Einmaleins sein. Großer Gott! Ich werde mich trotz alledem nicht dazu entschließen!« Diese Motive greifen unmittelbar in die Napoleon-Ideologie ein, sind mehr ein Vorwurf gegen die eigene Schwäche, als Ausdruck der Menschlichkeit. Der bewußte Raskolnikoff kämpft noch gegen die Dressur an, die ihn umklammert hält und die ihm befiehlt, nicht zu morden. Bis zu dem Augenblick, da er sich selbst der Polizei stellt, wird ihm nicht klar geworden sein, warum der Mord eine »Sünde« ist und warum der Mörder auf einer Linie balanciert, auf welcher ein Mensch nicht leben kann. Diese Trozhaltung wird ihn bis zum letzten Augenblick nicht verlassen. Raskolnikoff empfindet seine Unfähigkeit zu morden als unmännlich, nicht als unmenschlich <sup>20)</sup>.

Den unmenschlichen Unterdrückungswillen der Frau gegenüber kann man bei Raskolnikoff auch in seinem ganzen übrigen Verhalten konstatieren. Die Verlobung mit der kränklichen Tochter der Wirtin, die dann stirbt, ist charakteristisch für seine Einstellung, die nur einen möglichst schwachen, demütigen Partner verträgt. Obwohl uns der Dichter da im Stich läßt, indem er in keiner Weise schildert, wie Raskolnikoff sich mit dem Tod der Braut, — der in der Zeit kurz vor Beginn der Erzählung erfolgt, — auseinandersetzt, kann man das Mißlingen dieses schwächlichen Versuches, sich mit dem erotischen Problem abzufinden, als den unmittelbaren Ausgangspunkt der tiefen Entmutigung und Verwahrlosung ansehen, in welcher Raskolnikoff sich befindet. Auffallend ist die rohe und unmenschliche Art, mit welcher Raskolnikoff die Schwester vor die Wahl stellt: Ich — oder Luschin! und über welche sich diese berechtigterweise empört. Am grausamsten ist jedoch Raskolnikoff mit Sonja, wenn er sich bemüht, ihr so zwingend als möglich die Vergeblichkeit ihres Opfers zu beweisen, durch welches es ihr nicht gelingen werde, ihre Schwestern vor demselben

Schicksal zu bewahren. Es ist so, als ob Raskolnikoff den Prostitutionsgedanken verewigen wollte. Er gerät in Wut darüber, daß er den Lebensmut, das »Gottvertrauen«, in Sonja nicht vernichten kann. Die Bedeutung, welche Sonja für ihn haben wird, besteht eben darin, daß sich an ihr seine primitive Anschauung von der Weiblichkeit als Schwäche und Opferlamm zerschlägt, daß er am Beispiel Sonjas die ungeheure Kraft kennenlernt, die im lebendigen Gemeinschaftsgefühl ruht. An ihr wird sein »Prinzip« zuschanden, das da lautet: ich muß ein hundertprozentiger Mann sein! und das ihn aus dem Leben hinausgeekelt hat. Er hat das entgegengesetzte »Prinzip« gemordet, das Weib-Sein, und muß erkennen, daß hinter beiden Prinzipien ein drittes verborgen ist, von dem aus erst das Geheimnis des Lebens zu lösen ist. Und in der demütigen, mutigen Sonja begegnet ihm gleichzeitig eine Frau, vor der er nicht zu fliehen braucht, die ihn liebt und ihm Mut macht zur Liebe.

Der Traum von der erschlagenen Stute enthüllt uns deutlicher als alle anderen Situationen, welche der Held durchlebt, wie stark der erotische Konflikt, die »Furcht vor der Frau«, als spezifische Unzulänglichkeit Raskolnikoffs und als Ausgangspunkt tendenziöser Schablonisierung den Vordergrund der seelischen Konstellation ausfüllt. Raskolnikoff entscheidet sich im Traum für die männliche Linie, allerdings noch immer in einer Form, welche eine letzte Zaghaftigkeit verrät. Er wirft sich dem Vater in die Arme, er tut so, als ob eine väterliche Macht über ihm waltete, die ihm helfen soll, die Aufgabe zu tragen. Er operiert mit der Fiktion eines Verantwortungsträgers, der über ihn gebietet. Er wird auch bis zum letzten Augenblick so tun, als ob eine übernatürliche Macht ihn antreibe, als ob er einem Zwang und nicht einem freien Willensentschluß folgte. Der Zwang ist aus ihm selbst geboren, aus seiner von ihm selbst mißverstandenen und zum Leitgedanken des Lebens erhobenen Schwäche. Er liefert sich dem selbstgeschaffenen Fetisch aus. Und so erfüllt sich sein Schicksal; er hat sich seinem Verhängnis in die Arme geworfen und tut das, was ihm sein Fetisch befiehlt: er geht über den Heumarkt nach Hause, hypnotisch angezogen von der Apotheose, von der Bestätigung seines Persönlichkeitsideals, das ihn immer wieder zum Mordhaus hinzieht. Der Traum hatte die Aufgabe, dieses Persönlichkeitsideal zu schärfster Ausprägung zu bringen und die Geister des Traumes leiten seine Schritte

zum Ziel. Für Raskolnikoffs Bewußtsein wäre die Erkenntnis demütigend und unerträglich, daß sein Weltschmerz die unmittelbare Konsequenz seines Versagens im Verhältnis zur Frau ist. Nur im Traum, im Zustand der Verantwortungslosigkeit vor der Wirklichkeit und der Mitwelt, gelingt ihm die radikale Fälschung, indem er sich vor die Wahl stellt: Dirne oder Opferlamm, Prostitution — oder Prostitution, eine Fragestellung, die nur in der Flucht und im Schein-Sieg eine Antwort finden kann. Da jedoch seine erotische Schwäche wesentlich zum Druck beiträgt, der auf seiner Seele lastet und gebieterisch eine Lösung verlangt, unterjocht sie als Zwangsvorstellung alle bewußten Hemmungen und durchbricht endgültig den Widerstand der unzulänglichen sozialen Dressur, welche Raskolnikoff in sich trägt.

### III. Der Traum von der Oase und der Traum von der Wirtin.

Der Traum von der Oase wird von Raskolnikoff unmittelbar vor dem Mord geträumt. Er wartet in seinem Zimmer, daß die vorherbestimmte Stunde schlägt. Er fühlt sich willenlos und krank und weist das Dienstmädchen hinaus (das er, wie alle weiblichen Wesen überhaupt, immer als lästig empfindet), das ihm zu essen bringt. Er verfällt in einen bewußtlosen Zustand und wird dadurch auch die richtige Zeit verpassen.

»Nachdem er gegessen hatte, legte er sich wieder auf das Sofa, konnte aber nicht einschlafen und lag still da, das Gesicht ins Kopfkissen vergraben. Er träumte, wachend, und in einem fort und alle Träume waren seltsam, zumeist schien es ihm, als wäre er irgendwo in Afrika, in Ägypten, in einer Oase. Die Karawane ruht aus, die Kamele liegen still; ringsum im großen Kreise stehen Palmen, alles labt sich. Er aber trinkt unausgesetzt Wasser, direkt aus einem Bache, der hier neben ihm dahinfließt und plätschert. Es ist so kühl und das Wasser ist so wundervoll, so blau und kalt, es fließt über bunte Steine und über reinen, mit goldenem Schimmer besäten Sand. . . . Plötzlich hörte er deutlich eine Uhr schlagen. Er fuhr auf, kam zu sich, erhob den Kopf, sah zum Fenster hin, rechnete sich die Zeit aus und sprang auf, als hätte ihn jemand von dem Sofa heruntergerissen. Er ging auf den Fußspitzen zu der Türe, öffnete sie leise und lauschte auf die Treppe hinaus. Sein Herz klopfte gewaltig. Auf der Treppe

war alles so still, als ob alles schlief. . . . Höchst sonderbar und merkwürdig erschien es ihm, daß er von gestern auf heute in solcher Bewußtlosigkeit hatte durchschlafen können, wo er doch nichts getan und vorbereitet war.

. . . Vielleicht hat die Uhr gar sechs geschlagen . . . «<sup>21)</sup>

Raskolnikoffs Aboulie ist notwendig beim Arrangement der Verantwortungslosigkeit. Er blickt gebannt auf das Ziel, das ihm Befreiung von allem Druck verspricht. Er darf jedoch den Zwang nicht verstehen, der ihn treibt, und kann ihn nicht verstehen. Wir haben bereits den Grund dafür kennengelernt. Mit der Erkenntnis seines wirklichen Versagens wäre eine klare Auseinandersetzung mit seinen Minderwertigkeitsgefühlen unmittelbar verknüpft. Und das ganze Arrangement ist doch darauf eingestellt, Minderwertigkeitsgefühle nicht aufsteigen zu lassen.

Der Traum von der Oase ist ein Zieltraum im reinen Sinne des Wortes. Der Träumer zaubert in der denkbar einfachsten Formel das Ziel vor sich hin, zu dem er hinstrebt. Er versetzt sich in eine Welt, die weit weg liegt von der Welt seiner Qual, in der er sich befreit fühlt von allen Forderungen, die ihn bedrücken. In der kühlen Oase fühlt sich Raskolnikoff von dem Fieber befreit, das seinen von den ewigen Schwankungen zerrütteten Organismus beschleicht und das ihn nach dem Mord mit voller Wucht überrumpeln wird. Er ist arm und im Traum sieht er Goldkörner im Sande blinken.

Was jedoch den Traum wesentlich charakterisiert und uns das Wonnegefühl des Träumers erklärt: weit und breit ist keine Frau! Raskolnikoff träumt eine Welt ohne Frauen, jenseits der Gefahren der Liebe. Nicht zufällig versetzt ihn der Traum nach »Afrika, Ägypten«, in die Welt Mohammeds, in welcher die Frau keine Seele hat und das Mannesprivileg unwidersprochen gilt. So harmlos der Traum sich gebärdet, — im Verhältnis zu Raskolnikoffs Situation und zu seinen Zielen ist es der Traum eines Frauenmörders<sup>22)</sup>.

Raskolnikoff sagt sich im Traum: nach der Erfüllung deines Männlichkeitsideals, nach der Vernichtung des feindlichen »Prinzips«, erwarten dich diese Wonnen. Er doppt seine geschwächte Seele zur entscheidenden Tat. Nach der Tat wird, kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch, seine Stimmung folgendermaßen geschildert:

»In der Tiefe, tief unten in einem ungeheuren Abgrunde versunken, erschien ihm jetzt die ganze Vergangenheit, die früheren Gedanken, die alten Ziele und Probleme, die da-

maligen Eindrücke und dieses ganze Panorama und er selbst und alles . . . Ihm schien, als fliege er irgendwo hinauf und alles verschwinde aus seinen Augen«<sup>23</sup>). Die Oase — der Höhenflug — enthüllen das verhängnisvolle Mißverständnis im Weltbild Raskolnikoffs: daß man steigen könne, wenn man sich von der Menschheit absperret; daß man die Frau überwindet, indem man sie erschlägt.

Für eine kurze Spanne hat er die Oase erreicht; er kann jedoch in dieser Stimmung der Überlegenheit und Gottähnlichkeit nur unter einer Bedingung sein Gemüt in Schwebelage erhalten, — daß er krampfhaft wegschaut von der Wirklichkeit, daß er »unverwandten Auges in die Ferne« schaut. Diese Stimmung wird ihm auf der Newabrücke bewußt, während er in das weite Panorama über die Stadt hinwegblickt. »Der Himmel war wolkenlos und das Wasser fast blau«, — Motive aus dem Traum von der Oase klingen wieder an. Er kann sich nicht lange an diesem Phantom aufrichten. Er geht nach Hause und träumt folgenden Fiebertraum, der unmittelbar in seine Krankheit hinüberleitet:

»Er wurde in völliger Dämmerung von einem furchtbaren Geschrei aufgestört. Oh, Gott, was ist das für ein Geschrei! Solche unnatürliche Töne, solch ein Geheul, Stöhnen, Knirschen, Weinen, Schläge und Schimpfen hatte er noch nie vernommen. Er konnte sich nicht mal solchen Greuel, solche Raserei vorstellen. Voll Schrecken erhob er sich und setzte sich in seinem Bett auf; schwer atmend litt er Qualen. Die Schläge, das Geschrei und die Schimpfwörter wurden immer stärker und stärker. Er vernahm zu seiner größten Verwunderung die Stimme seiner Wirtin. Sie heulte, kreischte und klagte, sie sprach die Worte in so eiliger Hast, daß man nicht verstehen konnte, um was sie flehte, — gewiß, daß man aufhören sollte, sie zu schlagen, denn man prügelte sie auf der Treppe unbarmherzig. Die Stimme des Schlagenden war so schauerlich vor Wut und Raserei, daß er bloß noch röchelte, und er sprach ebenso unverständlich, hastig und sich verschluckend. Plötzlich bebte Raskolnikoff am ganzen Körper; er hatte die Stimme von Ilja Petrowitsch erkannt. Er ist hier und schlägt die Wirtin! Er schlägt sie mit Fäusten, stößt ihren Kopf auf die Stufen, — das ist klar, man hört es an dem Ton, am Geheul, an den Schlägen! Was ist denn geschehen, hat sich die Welt gewendet? Man hörte, wie aus allen Stockwerken, auf der ganzen Treppe sich Menschen ansammeln, Stimmen, Ausrufe erschallen, man läuft, trampelt,

schlägt die Türen zu, rennt zusammen. »Aber weshalb denn, weshalb und wie ist es denn möglich?« wiederholte er und glaubte in allem Ernste, er hätte den Verstand verloren. Aber nein, er hörte es doch zu deutlich! . . . Also wird man auch zu ihm gleich kommen, »denn . . . das ist sicher wegen deselben . . . wegen des gestrigen . . . Oh, Gott!« Er wollte die Tür zuhacken, konnte aber die Hand nicht erheben . . . und es wäre ja nutzlos. Die Angst lag auf seiner Seele wie Eis, hatte ihn zermartert, ihn erstarrt . . . Aber nach und nach hörte dieser Spektakel, der sicher gegen zehn Minuten gedauert hatte, auf. Die Wirtin stöhnte und ächzte, Ilja Petrowitsch drohte und schimpfte noch immer . . . Endlich schien auch er ruhiger geworden zu sein; jetzt hörte man ihn nicht mehr. »Ist er fortgegangen? Oh, Gott!« Ja, nun geht auch die Wirtin fort, sie stöhnt und weint noch immer . . . nun schlug die auch ihre Türe zu . . . Jetzt gehen die Menschen in ihre Wohnungen, — sie bedauern, streiten, rufen einander zu, bald erhebt sich ihr Gerede bis zum Geschrei, bald sinkt es zum Flüstertone. Wahrscheinlich waren es viele gewesen, fast das ganze Haus war zusammengelaufen.« Aber, mein Gott, ist denn das alles möglich! Und warum, warum kam er hieher!«<sup>24)</sup>

In diesem Traum setzt sich Raskolnikoff mit seiner Wirtin auseinander, die ihm am Vormittag durch die Polizei den Wechsel hat vorlegen lassen. Es wiederholt sich die Situation aus dem Polizeibureau, wo er auch zuerst eine Entdeckung befürchtete, bis sich herausstellte, daß es sich nur um den Wechsel handelte. Ilja Petrowitsch, der Polizeioffizier, beschimpft im Traum die Wirtin genau so, wie er am Vormittag im Polizeibureau die Bordellbesitzerin beschimpft hat. Raskolnikoff degradiert seine Wirtin zur — Kupplerin.

Der Traum zeigt uns, wie wenig Raskolnikoff, trotz seines Übermenschentums und des phantasierten Höhenfluges, den wirklichen Anfechtungen des Lebens gewachsen ist. Kurz nachdem er sich »hoch oben« gefühlt hat, losgetrennt von allen kleinlichen Bedingtheiten des Erdendaseins, sinkt er in eine Stimmung der ohnmächtigen Wut hinein. Mit seiner Wirtin befindet er sich seit jeher in einem stummen, zähen Kampf, der verschiedene Gründe hat: sie ist eine Frau und die Mutter seiner ehemaligen Braut; er ist von ihr abhängig und lebt teilweise von ihrer Gnade. Indem er in sein Zimmer tritt, haucht ihm die Wirklichkeit ihren trüben Atem zu und die einzige Antwort, über die er verfügt, besteht darin,

symbolisch gegen seine Widersacher zu toben. Daß er die Wirtin zur Kupplerin stempelt, ist eine deutliche Aggression gegen ihre frühere Rolle als Schwiegermutter in spe.

Die unmittelbare Fortsetzung dieser ohnmächtigen Wut, die sich nur mit Gespenstern herumzuschlagen versteht, ist der krankhafte Zustand der Bewußtlosigkeit, in den Raskolnikoff nun für einige Tage verfällt. Er fühlt sich machtlos und schiebt jede Verantwortung von sich. Den alten Weg kann er nicht fortsetzen und ein neues Ziel hat er nicht. Raskolnikoff »flieht in die Krankheit«.

#### IV. D e r g e t r ä u m t e M o r d .

Der Traum, in dem Raskolnikoff die ganze Mordsituation reproduziert, und zwar ohne daß der Mord gelänge, knüpft an eine bewußte Überlegung an. Raskolnikoff ist durch die Begegnung mit dem Kleinbürger, der ihn als Mörder verdächtigt, geängstigt und gesteht sich, daß er derselbe Feigling geblieben ist wie früher. »Nur zu töten verstand ich! Und auch das nicht einmal, wie sich jetzt erweist . . . Gehorche, zitternde Kreatur, und — wage nicht Wünsche zu hegen, weil — das nicht deine Sache ist! . . . O, nimmer, nimmer vergebe ich es der Alten!« Er kann ihr nicht vergeben, daß er an ihr keineswegs zum Helden geworden ist. Wir sehen ihn also noch durchaus in seinem Männlichkeitsfetischismus befangen, er ist jedoch einer klaren Auseinandersetzung mit seiner Schwäche näher gekommen, er ängstigt sich weniger vor sich selbst. Die Erfahrungen der letzten Tage, vor allem die Begegnung mit Sonja, haben ihn bereits mißtrauisch gemacht gegen die unbeschränkte Geltung seines Leitgedankens. Es beginnt ihm zu dämmern, daß der Mord ein falscher Weg war, kein Sieg, sondern eine Niederlage, und daß die Lösung seiner Konflikte auf einer anderen Linie liegt. »Oh, wie ich jetzt die Alte hasse! Ich glaube, ich erschläge sie zum zweiten Male, wenn sie wieder am Leben wäre! Die arme Lisaweta! Warum mußte sie dazwischentreten! . . . Aber seltsam, daß ich an sie fast gar nicht denke, als hätte ich sie gar nicht erschlagen! . . . Lisaweta! Sonja! Die armen, sanften Wesen mit den stillen Augen . . . Ihr Lieben! Warum weint ihr nicht? Warum klagt ihr nicht? . . . Ihr gebt alles hin . . . und schaut sanft und still zu . . . Sonja, Sonja! Stille Sonja! . . .«

Es hieße die Empfindungs- und Reuelosigkeit Raskolnikoffs in bezug auf den zweiten Mord — die Ermordung Lisawetas — sehr oberflächlich erklären, wenn man sie damit

begründen wollte, daß er sich auf den äußeren Zwang und »Zufall« hinausredet. Man muß darin eher eine Bestätigung des Umstandes erblicken, daß auch dieser Mord durchaus im Sinne der Leitlinie lag, die ihn zur Tat antrieb. Der ganze Fortschritt seit dem Tage des Mordes im Innenleben Raskolnikoffs besteht darin, daß er nicht auch Lisaweta ein zweites Mal morden möchte, wie er bereit ist, ihre Schwester zu morden. Man merkt allerdings deutlich die versöhnlichere Stimmung, in der er sich befindet, das Bild der »armen, sanften Wesen« versetzt ihn nicht mehr in jenen absichtsvollen, weltenschmerzlerischen Krampf, in jene »tobende Wut«, die ihn früher umklammert hielt. Er scheint bereit, sich von dieser Seite aus der Frau und dem Leben zu nähern. Sein Mut zur Mitmenschlichkeit ist erwacht. Er trägt sich mit dem Gedanken, Sonja zu beichten, d. h. die Partie als verloren zu geben. Er gibt die Sinnlosigkeit seiner Tat zu und drückt diese Erkenntnis vorläufig im Traume aus.

»Er verlor das Bewußtsein; merkwürdig erschien es ihm, daß er sich nicht entsann, wie er auf die Straße gekommen. Es war schon später Abend. Die Dämmerung nahm zu, der volle Mond leuchtete immer heller und heller; aber die Luft war besonders dumpf. Menschen gingen in Haufen in den Straßen; Handwerker und Geschäftsleute wanderten nach Hause; andere gingen spazieren; es roch nach Kalk, Staub und stehendem Wasser. Raskolnikoff schritt traurig und sorgenvoll dahin, — er erinnerte sich sehr gut, daß er zu irgendeinem Zwecke aus dem Hause gegangen sei und daß er etwas tun sollte und sich dabei beeilen mußte, was es aber war, — hatte er vergessen. Plötzlich blieb er stehen und sah, daß auf der anderen Seite der Straße, auf dem Fußwege ein Mann stand und ihm mit der Hand winkte. Er ging über die Straße zu ihm hin, da wandte sich dieser Mann um, ging weiter, als wäre nichts gewesen, mit gesenktem Kopfe, ohne sich umzuwenden und ohne merken zu lassen, daß er ihn gerufen habe. »Ja, hatte er mich auch gerufen?« dachte Raskolnikoff und ging ihm nach. Kaum zehn Schritte entfernt von ihm, erkannte er ihn plötzlich — und erschrak; es war der Kleinbürger von vorhin, im selben Schlafrocke und ebenso gekrümmt. Raskolnikoff folgte ihm von weitem; sein Herz klopfte; sie bogen in eine Gasse ein, — der Kleinbürger wandte sich noch immer nicht um.

»Weiß er, daß ich ihm folge?« dachte Raskolnikoff. Der Kleinbürger trat in das Tor eines großen Hauses. Raskolnikoff

ging schnell zu dem Hause hin, um hineinzusehen, ob er sich nicht umschaue und ihn rufen würde. Und in der Tat, als der Kleinbürger durch das Tor geschritten war und schon in den Hof trat, wandte er sich wieder um und schien ihm wieder zu winken. Raskolnikoff durchschritt sofort das Tor, aber der Kleinbürger war nicht mehr auf dem Hofe. Also muß er hier die erste Treppe hinaufgegangen sein. Raskolnikoff stürzte ihm nach. Ein paar Treppen vernahm man gleichmäßige, nicht eilige Schritte. Sonderbar, die Treppe kam ihm bekannt vor! Hier im ersten Stock ist ein Fenster; durch die Scheiben schimmert traurig und geheimnisvoll der Mond; da ist auch der zweite Stock. Oh! Das ist dieselbe Wohnung, in der die Arbeiter anstrichen . . . . Wie hatte er das Haus nicht sofort wiedererkennen können? Die Schritte des vorangehenden Menschen waren verhallt, »er ist also stehengeblieben oder hat sich irgendwo versteckt«. Da ist der dritte Stock; soll ich weitergehen? Und welch eine Stille hier herrscht, es ist zum Fürchten . . . . Er ging jedoch höher hinauf. Das Geräusch seiner eigenen Schritte erschreckte und beunruhigte ihn. Mein Gott, wie dunkel es ist! Der Kleinbürger hat sich sicher irgendwo in einer Ecke versteckt. Ah! Die Wohnung ist weit offen; er dachte nach und trat ein. Im Vorzimmer war es sehr dunkel und leer, keine Menschenseele, als hätte man alles fortgebracht; leise, auf den Fußspitzen ging er in die Wohnstube hinein, — das ganze Zimmer war hell vom Mondschein überflutet; alles war hier wie vorher, — die Stühle standen da, der Spiegel, das gelbe Sofa, und die eingerahmten Bilder. Der große, runde, kupferrote Mond blickte durch die Fensterscheiben herein. »Diese Stille kommt vom Monde«, dachte Raskolnikoff, »er gibt jetzt sicher ein Rätsel auf.« Er stand und wartete, wartete lange, und je stiller der Mond war, um so stärker klopfte sein Herz, es tat ihm sogar weh. Und immer noch diese Stille.

Plötzlich ertönte ein trockenes kurzes Knacken, als hätte man einen Holzspan zerbrochen und wieder wurde alles still. Eine aufgewachte Fliege stieß im Fluge an die Scheibe und summte kläglich. Im selben Augenblick entdeckte er in der Ecke zwischen einem kleinen Schrank und dem Fenster, wie es ihm schien, einen an der Wand hängenden Pelzmantel. »Warum hängt da ein Pelzmantel?« dachte er, »er war doch früher nicht da . . . .« Er trat sehr leise heran und erriet, daß hinter dem Pelzmantel sich jemand versteckt hielt. Er schob vorsichtig mit der Hand den Mantel zur Seite und entdeckte

einen Stuhl, und auf dem Stuhle in der Ecke saß die Alte, ganz zusammengekauert und mit gesenktem Kopfe, so daß er das Gesicht gar nicht sehen konnte, aber sie war es. Er stand eine Weile vor ihr; »sie fürchtet sich!« dachte er; zog dann leise das Beil aus der Schlinge und versetzte der Alten einen Schlag auf den Kopf und noch einen zweiten. Aber merkwürdig, — sie rührte sich nicht mehr bei den Schlägen, als wäre sie aus Holz. Er erschrak, beugte sich über sie und begann sie zu betrachten, da ließ sie den Kopf noch mehr sinken. Er beugte sich dann fast zu Boden und blickte ihr von unten ins Gesicht; er sah sie an und erstarrte, — die Alte saß und lachte, — sie schüttelte sich vor Lachen, ein leises, unhörbares Lachen, sie hielt aus Leibeskräften an sich, damit er es nicht hören solle. Da schien es ihm, als würde die Tür zum Schlafzimmer ein wenig geöffnet, und auch da schien man zu lachen und zu flüstern. Die Wut übermannte ihn, — er begann aus voller Kraft der Alten auf den Kopf zu schlagen, aber mit jedem Schlag hörte man immer stärker und stärker das Lachen und Flüstern im Schlafzimmer und die Alte schüttelte sich nur so vor Lachen. Er stürzte hinaus, da war das ganze Vorzimmer schon voll von Menschen, die Türe zu der Treppe war weit geöffnet und auf dem Flure, auf der Treppe und dort unten — standen Menschen Kopf an Kopf und blickten alle auf ihn, — sie waren alle still, sie schienen auf etwas zu warten und schwiegen! . . .

Sein Herz krampfte sich, die Füße ließen sich nicht mehr bewegen, waren wie angewachsen . . . . Er wollte schreien und . . . . wachte auf«<sup>25</sup>).

Er fühlt sich nicht nur verhöhnt von der Alten, sondern er beginnt einzusehen, daß der Mord nicht seine Privatangelegenheit ist. Die Gespräche mit dem Untersuchungsrichter, die Begegnung mit dem Kleinbürger haben ihn sehr deutlich daran erinnert. Sein Trotz ist im Schwinden. Dieser zweite Besuch, den er im Traum der Mordstätte abstattet, verfolgt die entgegengesetzte Absicht seines ersten Besuches, als er nach der Tat hinging, um seine Feinde zu provozieren, um aus der Gefahr ein Maximum an Kraft- und Männlichkeitsbewußtsein zu schöpfen. Zwischen ihm und der Leitidee, die ihn zum Mörder machte, haben sich Hemmungen angesammelt. Der Umhang, der »früher nicht da war«, und die Gestalt des Opfers verdeckt, ist der Vorhang, der sich zwischen ihn und seinen Wahn gesenkt hat. Was früher Dressur war, nicht erlebtes Wissen um den Zusammenhang der Menschen,

beginnt lebendiges Gemeinschaftsgefühl zu werden. Raskolnikoff straft seine eigenen Worte Lügen, daß er die Alte noch ein zweitesmal erschlagen könnte. Er erschlägt sie im Traume nicht, obwohl er es möchte, während er sie früher erschlug, obwohl er es scheinbar nicht wollte. Er verfügt bereits über ermutigende Erlebnisse (besonders von der Begegnung mit Sonja her), der Druck ist im Weichen begriffen, die Grenze seiner Angst ist hinausgeschoben.

Der Traum ist die endgültige Auseinandersetzung mit der fixen Idee des Mordes, die er nicht mehr braucht, da seine ganze seelische Situation gehoben erscheint. Obwohl er den Zusammenhang nicht versteht, war die erste seelische Entlastung durch die Erkenntnis bedingt, daß er keineswegs um des Geldes willen zum Verbrecher geworden war. Der ganze Wust »vermittelnder Ausreden«, die ihn an seine Zwangsidee fesselte, ist damit fortgefallen, er ist dem wahren Grund seiner Verirrung viel näher. Er weiß, es ging nur um das »Prinzip«. Daß dieses Prinzip letzten Endes die Überschätzung der erotischen Schablone ist, die Unfähigkeit, die Grenze zwischen Mann und Frau zu überschreiten, Furcht vor der Frau und vor dem Weib-Sein, wird er in ihrer tieferen Bedingtheit vielleicht niemals erkennen. Aber er bewegt sich auf dem richtigen Weg. Sein Bewußtsein ist im Begriffe, sich der Fehler seines Persönlichkeitsideals zu bemächtigen und dieselben zu korrigieren. Die Wirklichkeit hat seinen Wahn widerlegt, er beginnt, ihren Sinn zu durchschauen und die Beichte vor Sonja wird die erste Gemeinschaftsbeziehung zu einer Frau und zur Welt sein, die ihm gelingt. Der Weg nach hinten, zum Mord, ist bereits gesperrt.

#### V. Der Traum Swidrigailoffs.

Der letzte Traum, den der Roman bringt, betrifft eine Nebenperson, den Selbstmörder Swidrigailoff. In dem reichen Kreis von lebendigen Gestalten, die Dostojewsky schildert, gehört Swidrigailoff sicher zu jenen Charakteren, welche den großen russischen Romancier in den Ruf brachten, als wäre er vorwiegend ein Dichter des Krankhaften und Rätselhaften. Trotz der Bewunderung für die große Fülle des Lebens, die Dostojewsky auch an Nebenfiguren zu verschwenden versteht, glaubte man, gerade unter Hinweis auf die sonderbaren Charaktere von der Art Swidrigailoffs, die schon durch die Eigenart ihres Schicksals die Aufmerksamkeit des Lesers

stark gefangen nehmen, gegen den Dichter den Vorwurf der Maßlosigkeit und Unsicherheit in der Anlage der Werke erheben zu müssen. Ohne auf allgemeine ästhetische Erwägungen abschweifen zu wollen, möchten wir bloß unserer Überzeugung dahin Ausdruck geben, daß ein solcher Vorwurf — wenigstens insofern er den Roman »Schuld und Sühne« und die Gestalt Swidrigailoffs betrifft — nur von mangelndem psychologischem Verständnis zeugt. Wir verweisen auf den früher betonten Grundsatz, daß psychologische und ästhetische Zweckmäßigkeit durchaus zusammenfallen. Um das harmonische Zusammenspiel der seelischen Faktoren in einem Werke zu verstehen, ist es allerdings notwendig, bis zu einem gewissen Grade von der äußeren Ordnung, die einen einzigen Helden und eine zentrale Handlung verlangt, zu abstrahieren und auf die allgemeine Absicht eines Werkes zurückzugehen.

Wir erwähnten bereits, daß wir es uns versagen müssen, diese allgemeine Absicht des Werkes gründlicher zu erörtern. Ohne Bezugnahme auf das Gesamtwerk Dostojewskys kann ein solches Urteil über das einzelne Werk kaum zu voller Evidenz gehoben werden. Wir können uns nur auf die geringere Überzeugungskraft dieser Ausführungen berufen, in denen wir bloß einen Ausschnitt aus dem Werke behandeln. In diesem Rahmen erscheint uns allerdings der Hinweis erlaubt, daß die Gestalt Swidrigailoffs ihren psychologischen und ästhetischen Ort zugewiesen erhält durch die erotische Problematik, die dem Werk zugrunde liegt. Die Gestalt Swidrigailoffs stellt sich auch in der Darstellung des Dichters als ein offenkundiger Fall aus der »Sexualpathologie« dar, als ein bewußter »Erotomane«. Swidrigailoff geht an seiner Erotomanie zugrunde. Es mag daher die Versuchung nahe liegen, diese Gestalt nach der Schablone irgendeiner Triebpsychologie zu erklären, das heißt: zu klassifizieren und damit den Schein einer Erklärung zu liefern. Im Rahmen einer Triebpsychologie, die letzten Endes jede menschliche Eigenart der zufälligen Zusammensetzung blinder Naturfaktoren überläßt, müßte die Einführung der Gestalt Swidrigailoffs in den Roman allerdings als völlig sinnloses Unternehmen erscheinen. Dieser reine Erotomane würde einen Einbruch aus der Welt der speziellen Pathologie in die Welt der allgemeinen Gesetzmäßigkeit bedeuten, eine skurrile Arabeske an der Fassade des Romans ohne jeden Sinnzusammenhang mit dem Ganzen.

Die Funktion der Gestalt Swidrigailoffs im Ganzen des Romans wird uns nur ersichtlich, wenn wir einerseits die erotische Problematik, welche das Werk durchzieht, unterstreichen, andererseits jedoch niemals den Hintergrund der sozialen Problematik aus dem Auge verlieren, welche dem erotischen Problem erst ihren Sinn verleiht. Auf dieser schmalen Grenze müssen sich unsere Überlegungen bewegen: Während wir einerseits mit den empfindlicheren Methoden der Individualpsychologie (allen vulgär- und triebpsychologischen Anschauungen gegenüber) dazu gelangen, das Mann-Weib-Problem als tragende Tendenz des Romans viel schärfer herauszuarbeiten, als es andere Kritiker vermögen, — müssen wir andererseits stets an die soziale Bedeutung erinnern, die dem Problem im System der Individualpsychologie zukommt. Hätte das erotische Problem nicht diese mitmenschliche Bedeutung, so wäre es psychologisch uninteressant und keine Quelle tatsächlicher Konflikte. Nur als Problem der Beziehung der einen Hälfte der Menschheit zur anderen, als Problem der Wahrung und Regelung einer Gemeinschaftsbeziehung, ohne deren Zustandekommen die Menschheit zum Selbstmord verurteilt erscheint, und als unabwendbare, immer wieder gegebene soziale Aufgabe jedes Einzelnen ist das erotische Problem sinnbetont und nur aus diesen Zusammenhängen erwächst ihm sein Affekt- und Konfliktreichtum. Innerhalb dieser Zusammenhänge stellt es sich allerdings dar als ein *experimentum crucis* des Einzelnen und der Gemeinschaft auf ihre Gemeinschaftsfähigkeit. Und innerhalb der Männerkultur und ihres tendenziösen Dualismus tritt uns das erotische Problem als Fixationspunkt und Akkumulator der verschiedensten Konflikte des menschlichen Geltungsstrebens entgegen, die — durch andere Beziehungen genährt und zu anderen Beziehungen hinstrebend — durch die erotischen Unzulänglichkeiten dieser Kultur aufs äußerste verschärft und zu falschen Lösungsversuchen verlockt werden.

In diesem Sinne kranken Raskolnikoff und Swidrigailoff an derselben sexualfetischistischen Tendenz und durch die Projizierung auf diese Linie enthüllt sich ihre Korrelation im Plan des Romans. Raskolnikoff findet aus dem Dualismus: Mann — Weib (Napoleon — Insekt) nicht heraus zu einer tauglichen Lebensauffassung und als deutlichstes Symptom seiner Schwäche kann uns hinwiederum seine Unfähigkeit gelten, sich zur Frau mitmenschlich zu stellen; Raskolnikoff sucht die Schein-Lösung des Mordes und findet auf großen

Umwegen auf eine fruchtbare Linie zurück. Rasumichin bildet den positiven und Swidrigailoff den negativen Gegenpol um diesen in Raskolnikoff dargestellten Mittelpunktskonflikt. Swidrigailoff ist durchaus erstarrt in einer leeren Männlichkeitsgeste, die ihn von der Wirklichkeit noch viel gründlicher absperrt als Raskolnikoff seine Zweifelsucht. Die tiefere Entmutigung, die den Typus Swidrigailoff vom Typus Raskolnikoff unterscheidet, läßt sich daran ablesen, daß es für Swidrigailoff andere Probleme und Konflikte als solche erotischer Natur überhaupt nicht gibt. Er hat seine sämtlichen Fühler aus dem Leben zurückgezogen und im Schneckengehäuse seiner Erotomanie geborgen; geschützt durch die Vorteile des Männerprivilegs versucht er hier sein maßloses Geltungsstreben zur Entfaltung zu bringen. Raskolnikoff stand noch in vager Wechselbeziehung zum Leben und bezieht aus seinen allgemein-menschlichen Bereitschaften einen Teil jener Kraft, die er zur Korrektur seiner Fehler braucht. Am Typus Swidrigailoff würde das Urteil eines Kleinbürgers, der vor ihm als Mörder moralischen Abscheu bekundet, vollkommen resultatlos abprallen, während Raskolnikoff sein Gemeinschaftsgefühl aufs Tiefste angesprochen fühlt. Swidrigailoff würde nie am erotischen Mord zerschellen, ihn kann nur die erotische Niederlage als solche widerlegen. Sonjas Liebe würde keinen Weg zu ihm finden und er würde ihr keine Gelegenheit geben, die liebende Annäherung zu versuchen. Der Sexualfetischismus erscheint bei ihm zu Ende gedacht und auf die Spitze getrieben. Dieser Erotomane gliedert sich darum logisch und notwendig dem Plan des Romans ein, der seiner tiefsten Tendenz nach ein Plaidoyer gegen den Krebschaden einer Kultur darstellt, welche die Gemeinschaftsbeziehungen zwischen Mann und Frau dem Macht- und Geltungsstreben des Menschen unterordnet.

Swidrigailoffs erotisches Programm ist so scharf und eindeutig auf die Gottähnlichkeit des Mannes eingestellt, daß es selbst im Rahmen einer Männerkultur, selbst im Schutze des Mannesprivilegs Schiffbruch leiden muß. Swidrigailoff hat das Leben eines sadistischen Don-Juans geführt, immer knapp an der Grenze des Verbrechens, knapp an jener Grenze, an der selbst eine Gesellschaft, die für die Libertinage des Mannes großes Verständnis zeigt, die Gefahren eines gemeinschaftsfeindlichen Verhaltens in der Liebe einzusehen beginnt. Swidrigailoffs beste Freundin ist eine niederträchtige Kupplerin, die Reßlich. Sie hat einmal

dem Wüstling ein junges Mädchen ausgeliefert, das sich im Schmachgefühl über die Schändung selbst das Leben genommen hat. Dieses Verbrechen hätte Swidrigailoff fast »nach Sibirien« gebracht und lieferte ihn später der Willkür seiner Frau, Marfa Petrowna, aus.

Marfa Petrowna hatte ihn von dem Schuldturn befreit und mit ihm jenen sonderbaren Ehevertrag geschlossen, demzufolge seine eheliche Untreue in ein System gebracht wurde. Swidrigailoff hält allen Versagern im Leben seine erotischen Siege entgegen. An diesen richtet er sein Selbstgefühl immer wieder auf. Durch Frauengunst ist er emporgekommen, reich geworden, vor Sibirien gerettet worden, — durch die Erfolge bei Frauen gelingt es ihm immer wieder, seine Schwäche vor sich selbst zu verschleiern.

Die Regiekosten dieses Lebensprogramms kommen langsam zum Vorschein. Er ist nicht nur ein Schürzenjäger, Frauentyrann, — er ist auch Knecht der Frauen und ein Gehetzter. Marfa Petrowna hat ihn gerettet und hat seine Schulden bezahlt, — aber sie fuchtelte mit einem gewissen Dokument herum, das ihn jederzeit seinem Verhängnis wieder ausliefern kann und rächt sich aufs Bitterste für jede Niederlage. Schließlich verlegt sie ihm den Weg zu einem Unternehmen, auf das er nicht verzichten zu können glaubt. Er muß sie — auf heimtückische Weise, durch Giftmord, — aus dem Wege räumen, um freie Bahn zu bekommen.

Die große Niederlage erlebt Swidrigailoff an Dunja, Raskolnikoffs Schwester, die allen seinen Nachstellungen widersteht. Die erschütternde Bedeutung, welche diese Niederlage für Swidrigailoff hat und sein Selbstgefühl radikal untergräbt, ist nur verständlich aus seinem sexualfetischistischen Bezugssystem. Wenn er hier nicht besteht, ist sein ganzes Lebensprogramm durchkreuzt, sein Persönlichkeitsideal vernichtet. Der Wunsch, Dunja zu besiegen, nimmt bei ihm die Form eines alles beherrschenden Zwanges an. Sein zunehmendes Alter verschärft seine Ohnmachtsgefühle, die Tatsache, daß Dunja zu jener Kategorie von Frauen gehört, die ihm nach dem Vertrag mit Marfa Petrowna verboten sind, reizt nicht weniger sein Selbstgefühl.

Er nähert sich — nach dem Tode Marfa Petrownas — Dunja so, wie jemand, der sich gleichzeitig vor dem Objekt seiner Wünsche schützt. Zuerst trägt er sich mit Heiratsabsichten; dann vereinfacht sich sein Plan: Dunja besitzen und dann eine »große Reise unternehmen«, d. h. Selbstmord

begehen. Es ist so, als wäre er bereits zur Erkenntnis gelangt, daß sein Sieg über Dunja und über die Frau überhaupt nur ein fiktiver ist und sein kann, als hätte er jedoch nicht die Kraft, diese Erkenntnis zu überleben. Es dämmert in ihm die Ahnung einer Gemeinschaftsbeziehung, die der Liebe jenen Sinn zu verleihen vermöchte, den er — der Künstler der Liebe — sein Leben lang vergeblich gesucht hat.

Diese Einstellung auf die *A p o t h e o s e i m S e l b s t m o r d* trägt er deutlich zur Schau, schon bei seinem ersten Gespräch mit Raskolnikoff, in dem er sein ganzes Programm entwickelt. Er weiß, daß er sein Persönlichkeitsideal nur im Selbstmord retten kann; aber was er bis zum letzten Augenblick nicht erkennt, ist folgendes: daß ein Selbstmord nie gelingt, der den Sieg der »Anderen« bekräftigt; ein Selbstmord kann nur gelingen, wenn ihn der Selbstmörder als *se i n e n* Sieg empfindet. Der Selbstmörder will »steigen«, nicht »fallen«.

Daher die Hemmungen und Schwankungen Swidrigailoffs, trotz des scheinbar festen Entschlusses. Seine ungeschickten Versuche, sich an das Leben zu klammern, unternimmt er nicht aus naiver »Liebe zum Leben«, sondern aus der sonderbar widerspruchsvollen Lage eines Menschen, der sich selbst zum Tod verurteilt hat, weil er das Vertrauen zu seinem Lebensprogramm verloren hat, und doch nur sterben kann, wenn er seine Leitlinie — wenigstens für den Bruchteil einer Sekunde — wieder aufleben läßt. Alle seine Versuche, zu leben, stellen sich als Versuche dar, seiner Leitlinie wieder zum Sieg zu verhelfen. — Diesem Zweck dient die sonderbare Verlobung mit einem jungen Mädchen, das sich zuerst gegen seine Geschenke wehrt, das er jedoch schließlich — mit Hilfe der habgierigen Eltern — prostituiert; seine Streifzüge durch die »Kloaken« der Hauptstadt; schließlich sein Erpressungsversuch an Dunja, die er im Augenblick frei läßt, da sie ihm hilflos ausgeliefert ist, weil sich sein »Gewissen« regt, d. h. weil ihm die Sinnlosigkeit seines Unternehmens und damit seines ganzen Lebens gegenwärtig wird.

Swidrigailoff befindet sich in der Lage eines Menschen, der durch die Logik des Daseins unmittelbar an jene Grenze geführt wurde, an der sein Mut und sein Gemeinschaftsgefühl ein ganzes Leben lang versagt haben. Er muß diese Grenze überschreiten, also jenen Mut entwickeln, den er bisher niemals aufgebracht hat, auf seine tendenziöse Gottähnlichkeit verzichten oder — irgendwie aus dem Verkehr der Menschen,

aus der Welt der Wirklichkeit verschwinden. (Das Kokettieren mit der Scheinwelt durch die »Geistererscheinungen« entspricht dieser psychologischen Situation.) Es gibt für ihn nur den Sprung in den Wahnsinn oder in den Selbstmord. Und zwischen ihm und dem Selbstmord liegt das Gefühl der Niederlage.

Dieses Gefühl zu überwinden, die Niederlage in einen Sieg zu verwandeln, unter den erschwerten Bedingungen seines neuen und endgültigen Versagens vor Dunja, — diesem verwegenen Versuche dienen seine Unternehmungen in der Nacht vor dem Selbstmord und vor allem der Traum in jener Herberge »Adrianopel«, die er aus rätselhaften Gründen aufsucht. Zuerst überschüttet er Sonja und die Familie der Braut mit Wohltaten, treibt sich mit Strolchen herum, vor denen er den Grandseigneur spielt, immer den Blick scharf auf das Ziel gerichtet: wie arrangiere ich meine Apotheose? wie inszeniere ich — vor mir selbst — den Selbstmord so, daß ich »oben« bin und nicht »unten«? Dieses schwere Problem wälzt er im Busen, während er in die Nacht hinaustorkelt, und die Wirklichkeit hat so unerbittlich deutlich zu ihm gesprochen, daß er nur mit verzweifelten Mitteln jene Verzerrung und Umdeutung wird durchführen können, ohne welche sein Selbstmord nicht gelingen würde.

Der Selbstmord ist in ihm noch nicht »reif«, innerlich stimmt die Rechnung nicht, die er äußerlich durch den Schuß quittieren will. Er bringt es deswegen nicht fertig, »direkt in den Petrowski-Park zu gehen und dort ein großes Gebüsch auszusuchen, mit Regentropfen so benetzt, daß, wenn man nur mit einer Schulter drankommt, Millionen von Tropfen den ganzen Kopf überströmen«. Es ist so, als ob er, der Todgeweihte, noch etwas suchte. Um dieses geheimnisvolle »Etwas« zu finden, begibt er sich in eine phantastische Umgebung, die ihn so wenig als möglich an seine Wirklichkeit erinnert, verkriecht sich in ein schmutziges Bett und — nachdem er sich seine Nachgiebigkeit Dunja gegenüber als »ein schlimmes Zeichen« wieder in die Erinnerung zurückgerufen hat — erlebt er folgende Traumvisionen:

»Er verfiel wieder in Schlaf, — das fieberhafte Zittern ließ nach; da schien etwas unter seiner Decke über seine Hand und seinen Fuß zu laufen. Er zuckte zusammen, — »Pfui, Teufel, das war ja eine Maus!« dachte er, »ich habe das Fleisch auf dem Tische stehen gelassen . . .« Er wollte nicht die Decke abwerfen, aufstehen und frieren, da stach ihn schon

wieder etwas am Fuße; er riß die Decke von sich und zündete das Licht an. Zitternd vor fieberhafter Kälte bückte er sich, um im Bette nachzusehen, — es war nichts da; er schüttelte die Decke und plötzlich sprang eine Maus auf das Bettlaken. Er wollte sie fangen; die Maus aber sprang vom Bette nicht herunter, sondern lief im Zickzack nach allen Seiten hin, glitt ihm durch die Finger, lief über seine Hand und verschwand plötzlich unter dem Kissen; er warf das Kissen herunter und fühlte sogleich, wie sie ihm unter das Hemd sprang und auf seinem Rücken herumkrabbelte. Er erbebte nervös und erwachte. Im Zimmer war es dunkel, er lag wie vorhin in der Decke eingewickelt auf dem Bett, hinter dem Fenster heulte der Wind. »Wie schaurig!« dachte er ärgerlich. Er stand auf und setzte sich mit dem Rücken gegen das Fenster auf das Bett. »Lieber schlafe ich gar nicht«, beschloß er. Vom Fenster kam Kälte und Feuchtigkeit herein; ohne aufzustehen, zog er die Decke über sich und hüllte sich ein. Das Licht steckte er nicht an. Er dachte an nichts und wollte auch an nichts denken; doch ein Phantasiegebilde nach dem anderen stand vor ihm auf, abgerissene Gedanken ohne Anfang und Ende und ohne Zusammenhang schwebten ihm vor. Er verfiel in einen Halbschlummer. War es die Kälte oder die Dunkelheit, war es die Feuchtigkeit oder der Wind, der hinter dem Fenster heulte und die Bäume rüttelte — die in ihm eine hartnäckige phantastische Neigung und den Wunsch nach Blumen in ihm hervorriefen —, mit Blumen beschäftigte sich seine Phantasie ausschließlich. Ihm schwebte ein reizendes Bild vor, — ein lichter, warmer, beinahe heißer Tag, ein Festtag, ein Pfingsttag; ein reiches prachtvolles Landhaus, im englischen Geschmack, bewachsen mit duftenden Blumen und umgeben von Blumenbeeten, die um das Haus sich herumzogen, eine Treppe, umrankt von Schlingpflanzen und umringt von Rosenbüschen; eine lichte kühle Treppe, bedeckt mit einem prächtigen Teppich, und ringsum geziert mit seltenen Blumen in chinesischen Vasen. Er hatte auf den Fenstern Sträuße von weißen zarten Narzissen in Glasvasen, gefüllt mit Wasser, bemerkt, die auf ihren hellgrünen, dicken und langen Stengeln starken aromatischen Geruch verbreiteten. Er wollte sich gar nicht mehr von ihnen trennen, endlich stieg er aber doch die Treppe hinauf und trat in einen großen hohen Saal, und wieder standen hier überall auf den Fenstern, an der geöffneten Tür nach der Terrasse, auf der Terrasse selbst, Blumen über Blumen. Die Diele war mit

frisch gemähem, duftendem Heu bestreut, die Fenster waren geöffnet, eine frische, leichte kühle Luft drang in das Zimmer, Vögel zwitscherten unter den Fenstern und mitten im Saale auf einem mit weißem Atlas bezogenen Tische stand ein Sarg. Dieser Sarg war mit weißem Taft ausgeschlagen und mit weißen dichten Rüschen benäht. Girlanden aus Blumen umrankten ihn auf allen Seiten. Ganz in Blumen gebettet lag ein kleines Mädchen in weißem Tüllkleide; ihre wie aus Marmor gemeißelten Hände waren gefaltet und an die Brust gepreßt. Ihr aufgelöstes Haar, ein helles Blondhaar, war naß; ein Kranz aus Rosen umgab ihren Kopf. Das strenge und schon erstarrte Profil ihres Gesichts war auch wie aus Marmor gemeißelt, in dem Lächeln auf ihren blassen Lippen lag ein kindliches grenzenloses Weh, eine stille, herzerreißende Klage. Swidrigailoff kannte dieses Mädchen; weder ein Gottesbild noch brennende Kerzen standen an diesem Sarge und man vernahm keine Gebete. Das kleine Mädchen war eine Selbstmörderin, — sie hatte sich ertränkt. Sie war erst vierzehn Jahre alt und hatte schon ein gebrochenes Herz, sie war zugrunde gerichtet durch eine schändliche Tat, die dieses kindliche Bewußtsein mit Entsetzen erfüllt und überfallen, die ihre engelreine Seele mit unverdienter Schmach bedeckt hatte, und die ihr einen letzten Schrei der Verzweiflung entriß, der nicht erhört, sondern mit kaltem Herzen und harter Hand in einer dunkeln Nacht, in tiefer Finsternis, in Kälte, in feuchtem Tauwetter unterdrückt wurde, als der Wind heulte.

Swidrigailoff kam zu sich, stand auf und öffnete das Fenster. Er fand tastend den Riegel und öffnete es. Der Wind stürmte mit aller Kraft in sein enges Zimmer hinein und bedeckte mit einem Frosthaut sein Gesicht und die nur mit dem Hemde bedeckte Brust. Hinter dem Fenster war wirklich ein Garten, und zwar ein Vergnügungsetablisement; am Tage traten wohl hier Sänger auf und es wurde an Tischen serviert. Jetzt flogen Regentropfen von den Bäumen und Sträuchern zum Fenster herein und es war eine Dunkelheit wie im Keller, so daß man kaum einige dunkle Flecken, die Gegenstände vorstellten, unterscheiden konnte. Swidrigailoff hatte die Ellenbogen auf das Fensterbrett gestützt und sich hinausgebeugt, und blickte nun schon fünf Minuten, ohne sich losreißen zu können, in die Finsternis. Da ertönte in die Nacht hinein ein Kanonenschuß, ihm folgte ein zweiter. »Ah, das Signal! Das Wasser steigt!« dachte er. — »Gegen Morgen wird das Wasser die Straßen überfluten und die Kellerwoh-

nungen und die Gewölbe überschwemmen, die Kellerratten werden aus ihren Schlupfwinkeln hervorschwimmen und die Menschen werden in Wind und Regen, durchnäßt und schimpfend, ihren Kram in die oberen Stockwerke schleppen. . Um welche Zeit ist es nun?« — Und kaum hatte er so gedacht, als aus der Nähe, tickend und wie sich mächtig beeilend, eine Wanduhr drei schlug. — »Aha, nach einer Stunde wird es schon hell werden! Warum soll ich länger warten? Ich will lieber sofort hier fort und direkt in den Petrowski-Park gehen; dort will ich mir ein großes Gebüsch aussuchen, mit Regentropfen so benetzt, daß, wenn man nur mit einer Schulter drankommt, Millionen von Tropfen mir den ganzen Kopf überströmen werden . . .« Er trat vom Fenster zurück, schloß es, zündete das Licht an, zog seine Weste und den Mantel an, setzte den Hut auf und ging mit dem Lichte auf den Korridor hinaus, um in einer Kammer zwischen allerhand Kram und Lichtstumpfen den schlafenden Kerl aufzusuchen, ihm das Zimmer zu bezahlen und dann das Gasthaus zu verlassen. — »Es ist der beste Augenblick, man könnte ihn nicht besser wählen!«

Er ging lange in dem langen und schmalen Korridor herum, ohne jemand zu finden und wollte schon laut rufen, als er plötzlich in einer dunkeln Ecke, zwischen einem alten Schrank und einer Tür, einen sonderbaren Gegenstand, anscheinend etwas Lebendes, erblickte. Er beugte sich mit dem Lichte darüber und sah ein Kind — ein kleines Kind —, ein kleines Mädchen, nicht älter als fünf Jahre, in einem völlig durchnästen Kleidchen, zitternd und weinend, daliegen. Sie schien vor Swidrigailoff keine Furcht zu haben, blickte ihn mit ihren großen schwarzen Äuglein voll stillen Staunens an und schluchzte ab und zu, wie Kinder, die lange geweint, doch aufhören und sich getröstet haben. Das kleine Gesicht des Mädchens war bleich und abgemagert; sie war vor Kälte fast erstarrt, — »wie war sie hiehergekommen? Sie mußte sich hier versteckt und die ganze Nacht nicht geschlafen haben?« Er begann sie auszufragen. Das Kind wurde plötzlich lebhaft und stammelte etwas sehr schnell in ihrer kindlichen Sprache. Es kam darin etwas von »Mamachen« und daß »Mama Ruten geben wird«, von einer Tasse, die sie zer schlagen habe, vor. Das Mädchen sprach ununterbrochen; einiges konnte man aus ihrer ganzen Erzählung herausfinden, — daß sie nicht geliebt werde, daß ihre Mutter, eine ewig betrunkene Köchin, wahrscheinlich im Gartenhause selbst, sie

zumeist prügele und ihr Schrecken eingejagt habe; daß das Mädchen der Mutter eine Tasse zerschlagen habe und so erschrocken wäre, daß sie seit gestern Abend weggelaufen sei; wahrscheinlich hatte sie sich lange auf dem Hofe im Regen versteckt, endlich sich ins Haus hineingeschlichen, sich hinter dem Schrank verkrochen und hatte hier in der Ecke, weinend und vor Nässe, Dunkelheit und Angst davor zitternd, daß man sie tüchtig prügeln würde, die ganze Nacht gesessen. Swidrigailoff nahm sie auf die Arme, ging in sein Zimmer, setzte sie auf das Bett und begann sie auszukleiden. Ihre zerlöchernten Stiefel auf die nackten Füße angezogen, waren so feucht, als hätten sie die ganze Nacht in einer Pfütze gelegen. Nachdem er sie entkleidet hatte, legte er sie ins Bett, bedeckte und hüllte sie ganz bis zum Kopf in die Decke. Sie schlief sofort ein. Nachdem er damit fertig war, versank er wieder in sein düsteres Nachdenken.

»Was fällt mir auch ein, mich damit abzugeben!« dachte er plötzlich mit einem schweren und bitteren Gefühl. — »Was für ein Unsinn!« Voll Ärger nahm er das Licht, um hinauszugehen und um jeden Preis den Kerl zu finden und schneller von hier wegzukommen. — »Ach, so ein Mädchel!« dachte er fluchend und öffnete schon die Tür, als er sich umkehrte, um noch einmal zu sehen, ob das Mädchen schlafe und wie sie schlafe? Er hob vorsichtig die Decke auf. Das Mädchen lag in festem und seligem Schlafe. Sie war unter der Decke warm geworden und das Blut war wieder in ihre Wangen gestiegen. Aber sonderbar, — diese Röte war greller und auffallender als sonst bei Kindern. »Das ist eine fieberhafte Röte«, dachte Swidrigailoff, »das ist Röte nach Weingenuß, es ist, als hätte man ihr ein ganzes Glas zu trinken gegeben. Ihre roten Lippen brennen, scheinen zu flammen, aber was ist das?« Ihm schien plötzlich, als ob ihre langen schwarzen Wimpern zuckten und blinzelten, als ob sie sich erheben, als ob unter ihnen ein schelmisches, scharfes, nicht in kindlicher Weise zwinkerndes Auge, als ob das Mädchen nicht schlief, sich nur so anstelle. Ja, es war auch so, — ihre Lippen verziehen sich zu einem Lächeln, die Mundwinkel zucken, es ist, als ob sie das Lächeln noch zurückhalten wollte. Nun aber hört sie auf, sich zurückzuhalten, sie lacht schon, sie lacht deutlich; etwas Freches und Herausforderndes leuchtet in diesem gar nicht kindlichen Gesichte; das ist das Laster; das ist das Gesicht einer Kokotte, das freche Gesicht einer verkäuflichen französischen Kokotte. Jetzt öffnen sich, ohne

jede Verstellung, die beiden Augen, — sie ruhen auf ihm mit einem feurigen und schamlosen Blick, sie locken ihn, sie lachen . . .

Etwas unendlich Widerliches und Beleidigendes lag in diesem Lachen, in diesen Augen, in diesem ganzen schamlosen Gesichte des Kindes. »Wie! Eine Fünfjährige!« flüsterte Swidrigailoff in wahren Entsetzen. — »Was . . . was ist denn das?« — Nun wendet sie sich ihm mit dem brennenden Gesichtchen ganz zu, streckt die Arme aus . . . »Ah, Verfluchte!« rief Swidrigailoff voll Entsetzen und holte seine Hand zum Schlage aus . . . Aber im selben Augenblick erwachte er.

Er lag im Bette, eingehüllt in die Decke; das Licht war nicht angezündet und durch das Fenster leuchtete der volle Tag herein«<sup>26)</sup>.

Diese drei Träume bilden zusammen eine einheitliche Linie, die Ausgangspunkt und Endpunkt einer psychischen Situation verbindet. Swidrigailoff muß sich mit einem außerordentlich peinlichen Minderwertigkeitsgefühl auseinandersetzen und aus tiefer Ohnmacht einen Weg nach oben, zu seinem Persönlichkeitsideal suchen. Er nimmt dreimal einen Anlauf dazu, bis er endlich die richtige Wendung findet.

In dem ersten Traum — dem Traum von der lästigen Maus — wird das Grundthema angeschlagen, das später in verschiedenen Variationen abgewandelt wird. Swidrigailoff fühlt sich wehrlos, kleinlichem Ungemach ausgeliefert, das ihn von allen Seiten bedrängt. Es ist so, als ob in dem Damm starrer Sicherungen, die er um sich herum aufgebaut hatte, eine Bresche aufgerissen worden wäre, so daß das Wasser jetzt von allen Seiten ihn bedrängt. Die Niederlage bei Dunja ist nicht eine Niederlage unter vielen; sie hat ihm seine Männlichkeit genommen, das Vertrauen zu seinen Erfolgsmöglichkeiten. Sie ist ein »schlimmes Zeichen« und bringt seine ganze Persönlichkeit, die Stellungnahme zu allen seinen Erfahrungen und Erlebnissen, in Aufruhr. Er wird mit der »Maus« nicht fertig, das Gefühl der Schwäche, Unsicherheit und weibischen Entmutigung steigt von den Beinen in die Herzgrube. Er schüttelt es rasch ab, bevor es den Kopf erreicht. »Welche Schändlichkeit!« — aber: er beugt sich nicht! Er wird weiter träumen wie jemand, der eine schlimme Erfahrung verwinden muß, aber entschlossen ist, gegen die Wirklichkeit seinen Trotz zu setzen. Sein Persönlichkeitsideal gibt er nicht auf: die Maus darf nicht den Kopf erreichen.

Eine solche Trotzhandlung ist der zweite Traum. Swidrigailoff geht gleich auf die Hauptsache los. Er reproduziert die Erinnerung an das größte Verbrechen seiner sadistischen Laufbahn, die Schändung des jungen Mädchens. Er stattet die Erinnerung an dieses Verbrechen mit allen Merkmalen einer Apotheose, eines sieghaften Wonnegefühls aus. Er dichtet dabei die Wirklichkeit gründlich um. Denn das Verbrechen geschah keineswegs in einer pomphaften, luxuriösen Umgebung, unter Blumen und Düften, sondern in der schäbigen Wohnung der Kupplerin Reßlich. Der Traum verrät uns, wie Swidrigailoff seine scheußliche Handlung zur Steigerung seines Selbstgefühls ausbeutet; er erhöht die Frau, umgibt sie mit zeremonieller Verehrung, unter der Bedingung, — daß sie sich ihm beugt, endgültig und widerspruchslos. Das Mädchen ist tot, wehrlos, zerschmettert, — das ideale Ziel des machtlüsternen Wüstlings, der an der Wehrlosigkeit der Frau seine höchste Wollust erlebt. Aber er wird in diesem Traume wieder nicht ganz fertig mit seiner ursprünglichen Schwäche. Die weiche, weibische Stimmung, die ihn verfolgt, jene Ahnung eines anderen Lebens, in dem seine Beweise und seine Wonnen nicht gelten (»sie hätte mich vielleicht wirklich zu einem andern Menschen gemacht«), taucht wieder auf. Es gelingt ihm nicht, den letzten Vorwurf zu unterdrücken, die Sicherheit zu seiner Leitlinie wieder zu gewinnen. Die Linie des Traumes führt wieder nach unten, — der Anlauf war falsch. Das Mädchen entzieht sich ihm, so wie ihm Dunja ent schlüpft ist.

Erst beim dritten Versuch gelingt der Wurf. Der Kunstgriff, den Swidrigailoff anwendet, um sein Selbstgefühl zu restaurieren, besteht darin, daß er aus einem Angreifer zum Angegriffenen wird. Der Löwe wird zum Lamm und der Angeklagte setzt sich an die Stelle des Richters. Wenn man die Absicht des Traumes dahin definiert, daß dieser hartgesottene, mit allen denkbaren seelischen Gebrechen behaftete Sünder und widerliche Sexualverbrecher zum Schluß als die reine verfolgte Unschuld dargestellt werden soll, so kommt man der Wahrheit wenigstens sehr nahe. Swidrigailoff muß die »Leiter umkehren«, in jeder Beziehung: aus allen seinen Niederlagen müssen Siege werden und aus allen seinen Lastern Tugenden. In dem letzten Traum feiert er nicht nur einen glänzenden Sieg über die Frau, sondern sogar — einen moralischen Sieg. Während er früher Gefahr lief, dort, wo seine soziale Dressur begann, vulnerabel zu werden im

Sinne einer lebendigen Anerkennung liebender Gemeinschaft (in seinem Jargon: »geschwächt« zu werden), bringt er es jetzt zuwege, sich mit ethischem Pathos gegen die Gemeinschaft zu wappnen.

Wenn wir die Wirklichkeit dazu denken, auf deren Hintergrund sich die ganze Komödie abspielt, so erscheint uns der ganze Versuch mehr als verwegen. Er ist nicht nur verwegen — er grenzt an Wahnsinn. Swidrigailoffs Situation ist jedoch so beschaffen, daß er sich nur durch den Sprung in den Wahnsinn oder durch einen anderen Akt der Selbstvernichtung retten kann. Wenn die Beweisführung des Traumes nicht geträumt, sondern bei wachem Bewußtsein gedacht würde, hätten wir ein manifestes Wahnsystem vor uns. Die Lüge, die sich Swidrigailoff zusammendichtet, ist so groß, daß er mit dieser Lüge im Leibe nicht vor die Menschen treten könnte. Er kann sie sich selbst nur im Zustand der Verantwortunglosigkeit und in einem unwirklichen Raume vorspielen. Es gibt von ihr aus keinen Weg ins Leben mehr.

Swidrigailoff spielt im Traum den gütigen Helfer und milden Gnadenspender einem hilflosen Geschöpf gegenüber und erlebt es schauernd, daß das fünfjährige Mädchen sich unter seinen Augen in eine Dirne verwandelt. Im Leben war es in der Regel umgekehrt: er hat die Frau ausgebeutet und gleichzeitig so tief als möglich depriviert. Wir wissen jedoch aus seinen Erzählungen, daß er sich bei allen seinen — für die jeweilige Partnerin meistens sehr gefährlichen — Abenteuern stets als der Gebende und sogar als der Benachteiligte fühlte und wir wissen auch, daß er mit cynischem Raffinement seinen Eskapaden den Charakter einer moralischen Parabel zu geben verstand. Swidrigailoffs Leben ist im Grunde ein moralisches Plädoyer gegen eine konventionelle Fassade, das er zugunsten eines nur ihm bekannten moralischen Zieles führt, welches ihn natürlich rechtfertigt. (Siehe: das Abenteuer mit der tugendhaften Frau, die er durch das Lob verführt, das er ihrer Tugend spendet.)

Swidrigailoff spielt nicht nur im Traum den Rigoristen, — er ist es auch und ist es sein ganzes Leben lang gewesen. Er ist mit derselben Leidenschaft moralischer Rigorist, mit der er alle seine Machtziele verfolgt. Er hat das Skrupulanten-tum des Lasters, das jede lebendige sittliche Forderung zum Buchstabenglauben einengt und zum leeren Schein verflüchtigt; er kann damit sowohl seiner eigenen Willkür jedes Mäntelchen umhängen, das er wünscht, als auch die Entw-

tung des Partners radikal durchführen. Swidrigailoff kann mit scheinbar entgegengesetzten Spielregeln operieren, die alle demselben Ziele dienen, — dem Beweise seiner eigenen Überlegenheit. Er ist nicht nur ein Meister des Lasters; wenn der Weg des Lasters zu sehr mit Dornen bestreut erscheint, kann er den Tugendbold spielen.

Swidrigailoff gibt sich in seinem letzten Traum als Ankläger und als verfolgte Unschuld. So wahnhaft und verlogen uns diese Rechtfertigung erscheint, wenn wir an seine Lebensführung denken, so wahr und lebensecht ist diese Haltung, wenn wir auf die letzten Ursachen von Swidrigailoffs Lebensprogramm zurückgehen. Er war wirklich sein Leben lang nicht der mutige Jäger, sondern das gehetzte Wild und sein Draufgängertum war in seiner Maßlosigkeit auf Betäubung und Überwindung einer ewigen Angst gerichtet. Irgendein schweres Einschüchterungserlebnis, das ihm die peinlichsten Zweifel an seiner Männlichkeit einflößte, beschattet seine Entwicklung. Von diesem Einschüchterungserlebnis lernen wir nur die sichernden und kompensierenden Folgen kennen. Der Dichter (d. i. das »Material«) klärt uns über Swidrigailoffs Entwicklungsgang in der Kindheit nicht auf, aber sein ganzer Weg im Leben ist nur verständlich, wenn wir ihn als Geste der Auflehnung gegen übermächtigen Druck und als einen Versuch auffassen, die Gefahren (im Sinne eines befürchteten Beweises seiner Unmännlichkeit), die mit dem Geschlecht verbunden sind, in weitem Bogen zu umgehen. Von diesem Ausgangspunkt der Angst aus hat Swidrigailoff jenen reichen Apparat moralistischer Finessen ausgebaut, die er in den Dienst seines Lasters stellt. Aber für irgendeine Strecke seines Lebens muß seine Sicherung die rigoristische Fassade gewesen sein, nicht anders als bei einem orthodoxen Asketen.

Obwohl uns der Traum Swidrigailoffs nicht den infantilen Swidrigailoff vorführt, wie uns der erste Traum Raschkolnikoffs den Träumer als Kind zeigte, so vollzieht sich in ihm doch ein Regreß auf die ursprünglichste infantile Leitlinie des Träumers. Er hat sein ganzes Leben lang so gehandelt, als ob die Frauen Dirnen wären, und um diesen Beweis zu arrangieren, brauchte er nur einen Gedankengang fortzusetzen und auszubauen, den er in einer früheren Periode zur Absperrung gegen das Geschlecht ausgebildet hatte. Es war wohl ein letzter Rest von Mut gewesen, der den anfänglichen Rigoristen in einen Zyniker und Sadisten umgewandelt

hatte, der ihn aus der negativistischen Reserve zur Aktivität (Aktivität auf einer schiefen Linie) herausgetrieben hatte. Diese Aktivität hat mit seiner Niederlage geendet und so greift der Geschlagene auf seine ursprüngliche Leitlinie zurück, die er eigentlich niemals aufgegeben, nur variiert hatte.

Swidrigailoff rettet im Traum die oberste Maxime seines Lebens, den Prostitutionsgedanken, der seinem Männlichkeitsfetischismus unentbehrlich erscheint. Er vollzieht ein großes Umfassungsmanöver. Der Beweis soll lauten: wenn selbst dieses fünfjährige Mädchen, dieses Kind-Weib und Ur-Weib, sich als korrupte Dirne entpuppt, — so ist es wohl Dunja auch und das geschändete Mädchen nicht weniger. Der Beweis gilt nur so lange, als Swidrigailoff passiv bleibt, im Rahmen seiner geänderten Taktik. Er ist nicht mehr der Zyniker und Sadist, der sich an der billigen Floskel anklammert, sondern der resignierende, zur Ohnmacht verurteilte Moralist. Wenn es ein Rest von Mut war, der einmal den passiven Rigoristen in einen aktiven Zyniker verwandelte, so ist es das Schwinden dieses Mutes, das den Zyniker zum Selbstmörder macht. Der Traumbeweis schwankt auf eines Nadels Spitze und der geringste Lufthauch würde ihn umwerfen. Aber was Swidrigailoff zum Selbstmord braucht, ist in dem Traum enthalten: die warnende Angst und die siegreiche Entwertung. Von diesem Brett aus kann der Sprung in die Tiefe gelingen. Das Persönlichkeitsideal ist in der symbolischen Vernichtung des Gegners erfüllt.

---

## Anmerkungen.

1) Prof. Dr. Sigm. Freud, »Die Traumdeutung«, 4. Auflage, 1914. Franz Deuticke, Leipzig und Wien. S. auch in Freuds »Gesammelte Schriften« im Internationalen psycho-analytischen Verlag, Wien.

2) Vorwort zur zweiten Auflage der »Traumdeutung« (1908).

3) Über Traumdeutung und Individualpsychologie vgl. vor allem Alfred Adlers Ausführungen über »Traum und Traumdeutung« in »Praxis und Theorie der Individualpsychologie«, S. 153 ff.

4) Eine Patientin, die längere Zeit bei einem Anhänger der Psychoanalyse in psychotherapeutischer Behandlung stand, träumt von verschiedenen »Schachteln« und assoziiert selbständig Schwangerschaftsvorstellungen, die auch sonst gut zum Sinn des Traumes passen. Gleichzeitig bemerkt sie jedoch, daß ihr im Verlauf der psychoanalytischen Kur von dem Arzt, der jeder Art von Symbolik eine besonders große Bedeutung beimäß, sehr scharf eingeprägt wurde, daß Schachteln eben ein Symbol für Schwangerschaft darstellen. Nach einer solchen Vorschulung ist es weiter nicht zu verwundern, daß die Patientin auch weiter im Sinne der angezeichneten Symbole träumt. — Der ganze Vorgang erinnert an den bekannten Witz, in dem ein »Gedankenleser« in der Eisenbahn vor seinen Fahrtgenossen seine Kunst zeigen will und seinem Nachbarn sagt: »Sie fahren jetzt zur Leipziger Messe, um dort einen großen Pelz einzukaufen und dann Konkurs anzusagen.« Worauf der Nachbar erwidert: »Das hatte ich mir zwar nicht gedacht; aber sie bringen mich auf eine gute Idee.«

5) S. Alfred Adler, »Zur Kritik der Freudschen Sexualtheorie des Seelenlebens« in »Heilen und Bilden« S. 72 ff., 2. Auflage, 1922, Verlag von J. F. Bergmann, München.

6) S. Alfred Adler, »Dostojewsky«, »Praxis und Theorie d. Ips.«, S. 208 ff.

7) S. Otto Kaus, »Dostojewsky. Zur Kritik der Persönlichkeit«, R. Piper & Co., München 1916, und »Dostojewsky und sein Schicksal«, E. Laubische Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin 1923.

8) Raskolnikoff, ein junger Student, stammt aus der Provinz und soll in Petersburg seine Studien vollenden. Armut, Entbehrungen und seine allgemeine grüblerische Veranlagung bringen ihn langsam in einen Zustand schwerster Entmutigung und Lebensunfähigkeit. Im tiefsten Zweifel an seinem eigenen Werte und angespornt durch ein Ideal des Übermenschentums faßt er den Plan, eine Wucherin zu ermorden. Die Umstände des Mordes bringen es mit sich, daß er auch deren Schwester erschlagen muß. Der geplante Raub gelingt nicht. Durch Sonja, die Tochter eines deklassierten Beamten, die zur Dirne wurde, um ihre Familie zu ernähren, wird er zu einer sittlichen Lebensauffassung zurückgeführt und zur Sühne ermutigt. Er stellt sich selbst dem Gericht und wird zur Zwangsarbeit in Sibirien ver-

urteilt, wohin ihm Sonja folgt. — Eine Nebenhandlung betrifft Dunja, die Schwester Raskolnikoffs. Das sehr schöne und hochherzige Mädchen will sich durch eine Vernunfttheirat mit dem Geschäftemacher Luschin für ihre Familie aufopfern. Raskolnikoff bemüht sich, diesen Eheplan zu vereiteln und die Schwester mit seinem Freunde Rasumichin zu verbinden. — Dunja war im Hause Swidrigailoffs früher als Gouvernante angestellt, wo sie infolge der Nachstellungen des Hausherrn viel Leid erleben mußte. Swidrigailoff fährt ihr in die Hauptstadt nach und endet nach einem vergeblichen Versuch, Dunja zu verführen, durch Selbstmord.

9) Die Zitate aus dem Roman sind der Übersetzung von Moeller van der Bruck entnommen (R. Piper & Co., München).

10) Nach anderer Version: Schimmel (s. Übersetzung von Waldemar Jensen, J. C. C. Bruns in Minden).

11) Bd. I, S. 88 ff. des Textes.

12) »Weltschmerz« nach anderen Übersetzungen.

13) Bd. I, S. 74 des Textes.

14) Wir sind darauf gefaßt, daß die Einführung dieses Begriffes von Raskolnikoffs »Impotenz« wieder verschiedenen Schwärmern und Schöngeistern Gelegenheit geben wird, unter dem Vorwand der Pietät und anderer Ideale gegen die Individualpsychologie zu Felde zu ziehen. Gegen solche banalen Angriffe, die unter der Maske des Tiefsinns gegen die Individualpsychologie immer wieder inszeniert werden, sind wir teils mit christlicher Demut, teils mit verstehendem Humor gewappnet. Jede geistige Sterilität und jeder tendenziöse Unverstand, den es nach billigen Lorbeeren hungert, kommt irgendeinmal auf die schlechte Idee, sich den Schein einer höheren Würde durch seichte Tiraden gegen die angebliche Bilderstürmerei von Psychoanalyse und Individualpsychologie — die gegen die Geister von vorgestern eine gemeinsame Front bilden — zu erschleichen. Solchen banausischen Gegnern gegenüber gilt nur die Feststellung: daß noch keine Lokomotive stehengeblieben ist, weil die Hunde sie anbellten.

Die lästige Polemik um das Recht wissenschaftlicher Wahrheitfindung, die man immer wieder gegen die Verdunkelungskünste angeblicher Hüter von Idealen führen muß, entbehrt jedes geistigen Anreizes und ist nur als Symptom eines allgemeinen kulturellen Zustandes interessant. Der Obskurantismus in bezug auf psychologische Erkenntnis ist nicht nur eine Angelegenheit reaktionärer Kreise, sondern greift auch ins Lager der sich radikal gebärdenden Geistigkeit hinüber. (Ein ergötzliches Beispiel dafür liefert die Polemik zwischen dem Verfasser und einem sicheren Herrn Leo Matthias über Nietzsche in der Berliner Wochenschrift »Das Tagebuch«, herausgegeben von Stefan Großmann, Nr. vom 5. und 19. Sept. 1925. Charakteristisch für die Empfindlichkeit dieser Kreise ist der Umstand, daß der sonst objektive Herausgeber den Abdruck einer abschließenden Antwort auf die nichtigen Demagogen des neuesten Töters der Individualpsychologie im Widerspruch zu jeder publizistischen Usance verweigerte.) Dieser Radikalismus findet offenbar seine radikale Grenze dort, wo an den Menschen die Aufgabe herantritt, »Gerichtstag zu halten über sein eigenes Ich«. Es ist leicht nachzuweisen, daß in einer Zeit des Mannesprivilegs dieses liebe Ich stets das Ich des — Mannesprivilegs ist. Denn um nichts anderes geht es als um dessen Wahrung und im tiefsten Sinne um die Perennisierung der Furcht vor der Frau, wenn bei jeder Behandlung der Mann-Weib-Beziehung die freiwilligen Pfaffen finsterer Gottheiten in Tönen aus dem jüngsten Gericht posaunen. In sonderbarem Widerspruch zu diesem Würde-Kult steht die gewissenlose, seichte Frivolität, die in der Öffentlichkeit bei der Behandlung sexueller

Dinge im Schwange ist und die von demselben geistigen Typus nicht nur geduldet, sondern in der Regel gefördert wird. Die Wirklichkeit ist, daß die Lösung oder Nicht-Lösung des erotischen Problems für jeden Menschen und jede Gesellschaft eine alle Lebensumstände tief erschütternde, schicksalsbestimmende Bedeutung hat, daß die Beziehung der einen Hälfte der Menschheit zur anderen eine Aufgabe darstellt, die jeder Mensch in seinem Umkreis bewältigen muß, ob er will oder nicht, und daß nur jemand, der ein Interesse daran hat, seine eigenen Spuren zu verwischen, mit affektbetonten Dekreten gegen die Herstellung verantwortungsvoller, klarer Bedingungen der Diskussion über das erotische Problem, das in jedem lebendigen und daher auch in jedem »geistigen« Zusammenhang von wesentlichem Belang ist, zu Felde ziehen wird. Die Behandlung des erotischen Problems gerade aus ästhetischen Diskussionen ausschließen oder nur über den fälschenden Dialekt schöngeistiger Phrasenhaftigkeit zulassen zu wollen, ist weiter nichts als Feigheit, schlechtes Gewissen und unwürdige geistige Clownerie. — S. auch Anm. 22. — — —

Der äußere Zusammenhang zwingt uns, an dieser Stelle auch gegen einen Kritiker Stellung zu nehmen, den wir allerdings mit aller Entschiedenheit vom oben geschilderten Typus unterscheiden müssen. Dies umso mehr, als sein geniales Lebenswerk nicht wenig dazu beigetragen hat, jene Einheitsbetrachtung von Kunst- und Lebenswerten zu begründen, die allein eine Aesthetik zu rechtfertigen vermag und die auch unseren Bemühungen als Richtlinie dient. Julius Meier-Graefe — der auf andere Ausführungen des Verfassers über den Fall Dostojewsky mit vollem Verständnis und zum Teil mit berechtigten Einwänden eingeht — polemisiert (in seinem Werk »Dostojewsky der Dichter«, bei Ernst Rowohlt, Berlin 1926, S. 508) gegen eine Auseinandersetzung Kurt Kerstens (in dessen in der E. Laubschen Verlagsbuchhandlung, Berlin, erschienenen Ausgabe des »Tagebuches« der Frau Dostojewskys) mit Dostojewsky, in welcher sich Kersten eines Argumentes des Verfassers bedient über Dostojewskys Spielleidenschaft in den ersten Jahren der Ehe mit Anna Grigorjewna. Kersten konstruiert dabei eine weitläufige Beziehung zu Dostojewskys politischer Haltung, die wir nicht teilen und auch in ihrem spezifisch politischen Teile für kurzichtig und historisch ungerecht halten. Meier-Graefe fühlt sich zu der Kritik bewogen: »Otto Kaus hat mit seiner psycho-analytischen These von der ‚Flucht‘ Dostojewskys verheerend gewirkt«. (Es handelt sich um die Ansicht, die ich in einem Vortrag im kleineren Kreise aussprach, daß Dostojewsky eine »Flucht vor der Ehe« in den Spielsaal inszenierte. Daß diese flüchtige Bemerkung — die zwar für kein großes Publikum bestimmt war, für die ich jedoch ohne weiteres die Verantwortung übernehme — solche Konsequenzen in der Literatur zeitigte, mag an und für sich als Beweis dafür dienen, wie sich das Bedürfnis nach psychologischer Orientierung und der Widerstand dagegen in den geistig interessierten Kreisen in eigentümlicher Weise kreuzen.) Meier-Graefe bemüht sich, aus der Ehe Dostojewskys jede Problematik auszuschalten, als ob das bei der Ehe — eines Epilektikers denkbar wäre. Er scheint in jedem Versuch einer psychologischen Eingliederung des Schicksals Dostojewskys in die Logik allgemein menschlicher Konflikte die Tendenz zur Verkleinerung der geistigen Dimension des Dichters zu erblicken. Bei dieser Einstellung bleibt uns jedoch der Kritiker die Erklärung für seine eigene These schuldig, daß Dostojewsky die stärkste Widerlegung des vom Bildungsphilisterium gezüchteten Artistentypus darstelle und ein wirklicher Helfer und Berater lebendiger Menschen sei. Wie sollte ein Mensch, welcher jeder typischen menschlichen

Problematik entoben erscheint, der Menschheit helfen können? Es geht nicht gut an, daß man die psychische Wirklichkeit durch Abstraktionen ersetzt, die doch ihrerseits nur im Zusammenhang mit wirklichen Konflikten zu lebensvoller Funktion erwachsen.

Ich will es an dieser Stelle nicht besonders unterstreichen, daß meine These bestenfalls eine individualpsychologische und keine psycho-analytische ist. Meier-Graefes Mißverständnis mag uns wiederum als Bestätigung für den auch in verantwortungsvollen Kreisen herrschenden Widerstand gegen die Psychologie gelten, der um so bedauerlicher ist, als die Psychologie und speziell die Leistungen der Wiener Schulen vielleicht die bedeutungsvollsten Erkenntnisse der gesamten geisteswissenschaftlichen Epoche, in der wir stehen, zu vermitteln vermögen. Die allgemeine Vertrautheit mit diesen Leistungen ist jedoch noch so gering, daß in der Öffentlichkeit die einzelnen Phasen der Entwicklung, die über die Psycho-analyse zur Individualpsychologie führte, noch sehr wenig unterschieden werden, so wesentlich und prinzipiell verschieden die Systeme, die diesen Etappen entsprechen, sein mögen. In diesem Sinne kämpfen Psycho-analyse und Individualpsychologie noch immer einen gemeinsamen Kampf: den Kampf um psychologische Klarheit und Gewissenhaftigkeit. Es würde uns darum schlecht anstehen, in diesem Zusammenhang auf unsere individualpsychologische Orientierung, im Gegensatz zur psycho-analytischen, zu pochen. Wir nehmen lieber auch einen Teil der Kritik auf uns, die Meier-Graefe wenige Zeilen vorher, der orthodox-psycho-analytischen These Johann Neufelds (in »Dostojewskys Skizze zu seiner Psycho-Analyse«, Internationaler Psycho-analytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich 1925) angedeihen läßt. Wenn Neufeld Dostojewskys Teilnahme an der Petrascheffski-Verschörung auf einen »Vater-Komplex« zurückführt, so ist damit sicher ein wichtiger Zusammenhang geahnt, wie überhaupt in der paradigmatischen These vom Ödipus-Komplex ein wirklicher Vorgang vorweggenommen und gleichzeitig gründlich mißverstanden wird. Darin besteht das Mißverständnis allerdings nicht, daß der Protest gegen den Vater sich zu einer allgemeinen charakterologischen Leitlinie ausweitet, sondern in der sexualfetischistischen Deutung des Vorgangs; während Meier-Graefe die Protesteinstellung als solche ihrem dynamischen Ursprung nach nicht gelten lassen will. Neufeld macht ihm seine Kritik leicht, da ihm zur Darstellung der Charakterentwicklung Dostojewskys nur die Verdrängungs- und Regreß-Mechanismen Freuds zur Verfügung stehen, welche die dynamische Bedeutung der Charakterentwicklung selbst in ein leeres Spiel von Begriffen auflösen. Die individualpsychologische Auffassung vom kompensatorischen Lebensplan vermittelt erst eine sinnvolle Erklärung jenes Vorgangs, den man als die Hypostasierung der in der Kindheit erlebten Lebensbedingungen zu dauernden Zielsetzungen des Lebens ansprechen könnte. Erst an dieser Stelle beginnt jedoch das Interesse an der Diskussion für die Psychologie als lebendige Wissenschaft. Jede Polemik, die an einem früheren Punkte einsetzt, ist fruchtloser Kampf gegen gesicherte Erkenntnis, deren Ablehnung nicht der Erkenntnis schadet, sondern dem Ablehnenden.

15) In bezug auf die Zweideutigkeit der Messiasgeste verweisen wir darauf, daß in den ersten Entwürfen zum Roman »Der Idiot« die Hauptgestalt des Werkes als — Verbrecher gezeichnet ist.

16) Bd. I, S. 6 des Textes.

17) S. beim Selbstmordtraum Swidrigailoffs die Episode mit der Maus.

18) Bd. I, S. 83 des Textes.

19) Swidrigailoff denkt den Prostitutionsgedanken radikaler zu Ende.

20) Man könnte die Frage aufwerfen, ob eine durchaus befriedigende Lösung und »Erlösung« von Raskolnikoffs Konflikt innerhalb des durch Dostojewsky gezeichneten Erkenntnisrahmens überhaupt möglich ist. Es ist nicht zu verkennen, daß im Roman selbst die Lösung nicht gefunden, sondern nur angebahnt wird, — allerdings auf einer Linie, welche nicht nur den Bewußtseins-, sondern auch den tieferen Persönlichkeitskonflikt (der Mann-Weib-Beziehung) in sich schließt. Man könnte dieselbe Fragestellung auf das Gesamtwerk Dostojewskys ausdehnen. Der große russische Dichter stellt ein unbedingtes Gemeinschaftsideal auf und erfaßt alle menschliche Tragik — auch in der Liebe — als Ausfluß gekränkten Selbstgefühls, des Selbstmißtrauens und der daraus entspringenden seelischen Verirrungen: Ehrgeiz, Machtwille, Eigenliebe. Unklar bleibt, bis zu welchem Grade er die von jedem Überlegenheitsstreben emanzipierte Gleichheitsbeziehung zwischen den Geschlechtern, die seit dem Sieg der christlichen Lehre im Abendland das normative Ziel des erotischen Problems darstellt, als erlebte psychologische Realität (ohne tendenziöse Reserven) anerkennt. Der »Sühne«-Begriff im »Raskolnikoff« ist ein schlechter Ersatz für unvollständige Einsicht. Raskolnikoff hat insofern recht, als er gegen die unbefriedigende Lösung, »das Leid auf sich zu nehmen«, revoltiert. Der zweckmäßigere Weg führt über die klare Erkenntnis der Zusammenhänge und die Anerkennung der daraus sich ergebenden Konsequenzen im Sinne eines menschenwürdigen Daseins. (Im gegebenen Fall: nicht Anerkennung der Strafe, sondern Einsicht in den wirklichen Fehler, in seine Entmutigung und Angst und den kompensierenden Männlichkeitsfetischismus; aus dieser Einsicht würde Abbau des Machtzieles, bedingungslose Anerkennung des weiblichen Partners als gleichberechtigtes Gemeinschaftsglied, Auflösung der tendenziösen Mann-Weib-Schablone resultieren.)

21) Bd. I, S. 110 ff. des Textes.

22) Unter Hinweis auf Alfred Adlers Befunde in der »Studie über Minderwertigkeit von Organen« (Verlag Urban u. Schwarzenberg, Berlin-Wien 1907) und in der Abhandlung »Myelodysplasie oder Organminderwertigkeit« (»Heilen und Bilden« Verlag I. F. Bergmann, München 1922 S. 227 ff.), in welcher die Rolle der Minderwertigkeit des Urogenitalsystems (als segmentale Minderwertigkeit) ausführlicher behandelt wird, bemerken wir, daß uns die organische Beziehung in der Wasserphantasie des Traumes nicht entgeht. Psychologisch interessant ist sie allerdings nur im Hinblick auf die Verwendung im kompensatorischen Lebensplan. Die enge Beziehung zwischen Wasser- und Feuer-Phantasien und den organischen Funktionen des Harnapparates (Sexualapparates) ist bereits von Freud konstatiert und im Rahmen seiner unbefriedigenden These der »erogenen Zonen« erklärt worden. Die Überwertigkeit einer mit Entwicklungsschwierigkeiten behafteten Organfunktion und die entsprechenden psychischen Sicherungen finden im System der Individualpsychologie ihre Erklärung in der allgemeinen teleologischen Tendenz der leiblich-seelischen Entwicklung, die auf Überwindung aller primären Schwächen und restlosen Ausgleich aller Minderwertigkeitskomponenten gerichtet ist. Der männliche Typus, der charakterologisch durch die »Furcht vor der Frau«, durch Zweifel an seiner Männlichkeit (»Potenz« in körperlicher und seelischer Beziehung), durch seelischen »Hermaphroditismus« gekennzeichnet erscheint, wird sehr oft auch die Stigmen einer spezifischen (mehr oder weniger kompensierten) Minderwertigkeit und Überempfindlichkeit des »enuretischen Komplexes« zeigen. Entsprechend dieser spezifischen Benachteiligung entwickelt sich der Sexualapparat mitsamt seinem psychischen »Überbau« zu einem besonders

empfindlichen Resonanzboden für alle in der Persönlichkeit sich vollziehenden Prozesse und Erschütterungen. Der Oasen-Traum Raskolnikoffs enthält unverkennbar einen Hinweis nach dieser Richtung hin, der sich vollständig unserer Gesamtauffassung von der charakterologischen Bedeutung des Raskolnikoff-Typus eingliedert.

Diese biologischen Beziehungen, die uns eindeutig darüber aufklären, daß das volle Verständnis für eine individuelle Entwicklung nur im Rahmen einer körperlich-seelischen Einheitsbetrachtung möglich ist, sind natürlich von entscheidender Bedeutung für unsere Stellungnahme zum Leib-Seele-Problem und zum Menschen-Problem überhaupt. Wir können hier schon deswegen nichts anderes tun, als auf die grundlegenden Erkenntnisse der Individualpsychologie (mit denen auch Kretschmers Thesen in »Körperbau und Charakter«, Julius Springer Verlag, Berlin, wesentliche Verwandtschaft zeigen) hinzuweisen, weil uns im gegebenen Fall genügende Angaben fehlen. Die These von Raskolnikoffs psychogener Impotenz wird jedoch durch die typische Schablone der Traumphantasie durch die Einsicht in eine organische Komponente seiner sexuellen Überempfindlichkeit und Unzulänglichkeit sehr treffend unterstrichen und ergänzt.

Wir heben diesen Zusammenhang hervor auf die Gefahr hin, denselben trivialen Mißverständnissen des »medizinischen Pfaffentums« zu begegnen (siehe Leo Matthias), die wir bereits in der Anmerkung 14 charakterisierten. Wer von einer Erweiterung seiner Erkenntnisse eine Erschütterung irgendeiner teuren Ideologie befürchtet, mag als derselbe Ignorant sich zur Ruhe begeben, als der er aus dem Bett gestiegen ist, zu verworrenem und verwirrendem Tun und Treiben. Erstaunlich ist nur der Glaube, daß das, was sich nur durch Verschleierung der Entstehungsbedingungen wesentlicher Lebenswerte zu rechtfertigen vermag, irgendein Gut für die Menschheit repräsentieren soll. Jene Schöngelster, die mit dem Getöse wild gewordener Elefanten immer wieder die offene Tür einrennen, daß die genetische Betrachtung und die Wertbetrachtung heterolog sind, sollten sich langsam überzeugen, daß das Hervorheben dieser Plattitüde gerade im Verkehr mit den Psychologen, die ansonsten doch keine so dummen Leute zu sein scheinen, nicht sehr am Platze ist. Wir glauben für alle Psychologen, ob aus dem Lager der Psychoanalyse oder aus der Schule der Individualpsychologie, die sich jemals um die Bestimmung der psychologischen Wurzeln irgendwelcher sogenannter »höherer Werte« bemühten, die Verantwortung dafür übernehmen zu können, daß sie die Erkenntnis dieses methodischen Unterschiedes sich an den Schuhsohlen abgelaufen hatten, ehe ihre Kritiker es für nötig befanden, ihnen die billige Weisheit in polemischer und mißverständlicher Absicht entgegenzuhalten. Der Rechtsgrund solcher genetisch-dynamischer Untersuchungen ist über jeden Zweifel erhaben; es kann sich bei einer Kritik ihrer Befunde stets bloß darum handeln, ob diese Befunde richtig sind oder nicht. Es erscheint uns an der Zeit, gegen die Banalität und keineswegs erwiesene Selbstverständlichkeit des Argumentes von der prinzipiellen Verschiedenheit genetischer und axiologischer Betrachtungsweise, das Problem ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und der unvermeidlichen Relation genetischer und axiologischer Erkenntnisse zu unterstreichen. Die Berechtigung dieses Problems scheint uns gerade durch das terroristische Angstgeschrei der Anti-Psychologen glänzend erwiesen, die dazu keine innere Veranlassung finden würden, wenn ihrer Wert-Betrachtung von der Psychologie und Natur-Betrachtung her keine Gefahr drohte. Wichtig ist bloß die Feststellung des Niveaus, des notwendigen kategorialen Zusammenhangs zwischen

genetischer und Wert-Betrachtung. Zur genaueren Erfassung dieses Zusammenhangs, der bereits in der Erkenntniskritik *Kants* vorweggenommen erscheint, hat die Individualpsychologie wesentliche Vorarbeit geleistet durch Entlarvung des Schein-Antagonismus zwischen objektivem und subjektivem Sinnzusammenhang. Denn sobald jede seelische Realität um das Spannungsverhältnis Ich-Gemeinschaft (Fremd-Ich, Natur) zentriert erscheint, wird der objektive Sinnzusammenhang des Lebens, der nichts anderes ist als das System der im Fremd-Ich waltenden Beziehungen, als gestaltendes, also genetisches Prinzip im Individuum postuliert.

23) Bd. I, S. 187 des Textes.

24) Bd. I, S. 188 ff. des Textes.

25) Bd. I, S. 448 ff. des Textes.

26) Bd. II, S. 377 ff. des Textes.

---

VERLAG VON J. F. BERGMANN IN MÜNCHEN

---

In der gleichen Sammlung erscheinen :

Heft 1. Inhalt und Wandel der Idee der Mütterlichkeit.  
Von **Ada Beil**, Berlin

Heft 2. Die Gefühle und das Ich. Von **Johannes Neumann**, Heidelberg

Heft 3. Mut und Entmutigung. Von **Dr. Alexander Neuer**,  
Wien

Heft 5/6. Das Schöpfertum der Frau. Von **Ada Beil**, Berlin

---

## Über den nervösen Charakter

Grundzüge einer vergleichenden  
Individual-Psychologie und -Therapie

Von **Dr. Alfred Adler**, Wien

Dritte vermehrte Auflage

7.— Reichsmark; gebunden 8.— Reichsmark

Das geistvolle und gedankenreiche Werk des Verfassers verdient größte Beachtung. Adler unterscheidet sich von Freud bekanntlich darin, daß er die alleinige sexuelle Aetiologie der Neurosenentstehung ablehnt. Nach seinen Anschauungen ist die erste Ursache dafür ein subjektives Gefühl der Minderwertigkeit, das sein Korrelat in den oft bei Nervösen vorhandenen anatomischen und physiologischen Organminderwertigkeiten hat. Dieses Gefühl der Minderwertigkeit führt nun zur kompensatorischen Entstehung eines übertriebenen Strebens nach Geltung, das als Aggressionstrieb »Wille zur Macht« (Nietzsche) oder »männlicher Protest« bezeichnet wird, da es sich häufig in die Form des »Mannseinwollens« oder »Obenseinwollens« kleidet. Die so angestrebte Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls stellt den fiktiven Endzweck nicht nur der Neurose, sondern auch des nervösen Charakters dar, und dieser fiktive Endzweck gewinnt umgehenden Einfluß auf das Leben der Nervösen und bedient sich der nervösen Charaktereigenschaften als Sicherungen, dieses Endziel zu erreichen. Im zweiten praktischen Teil wird nun meist auf Grund von Psychoanalysen gezeigt, wie all die bei Nervösen sich findenden Charaktereigenschaften z. B. Geiz, Mißtrauen, Neid, Grausamkeit, Mitleid, Trotz usw., im Dienst des leitenden fiktiven Endzieles stehen und mit anderen Worten dazu dienen, das gesunkene Selbstbewußtsein zu heben.

Deutsche medizinische Wochenschrift.

VERLAG VON J. F. BERGMANN IN MÜNCHEN

## Heilen und Bilden

Grundlagen der Erziehungskunst für Ärzte und  
Pädagogen

herausgegeben von

Dr. Alfred Adler und Dr. C. Furtmüller

Zweite Auflage

Redigiert von Dr. Erwin Wexberg

Steif kartoniert 8.— Reichsmark

Aus dem Inhalt:

Dr. Alfred Adler: Der Arzt als Erzieher/Entwicklungsfehler des Kindes/Ueber Vererbung von Krankheiten/Das Zärtlichkeitsbedürfnis der Kinder/Trotz und Gehorsam/Zur Erziehung der Eltern /Der nervöse Charakter/Wo soll der Kampf gegen die Verwahrlosung einsetzen?/Erziehungsberatungsstellen — Alfred Appelt: Fortschritte der Stottererbehandlung — Prof. Asnaourow: Erziehung zur Grausamkeit — Dr. Erwin Wexberg: Verzogene Kinder/Aengstliche Kinder — Richard Bayer: Mut machen? — Dr. Carl Furtmüller: Selbsterfundene Märchen. — Dr. Leonhard Seif: Ueber Eigenliebe und Eitelkeit/Autorität und Erziehung — Dr. Folkert Wilken: Die Jugendbewegung als neurotisches Phänomen — Dr. Josef Kramer: Kindliche Phantasien über Berufswahl — Kindheitserinnerungen einer ehemals Nervösen.

## Praxis und Theorie der Individualpsychologie

Vorträge zur Einführung in die  
Psychotherapie für Ärzte, Psychologen und Lehrer

von

Dr. Alfred Adler, Wien

Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage

10.50 Reichsmark

Die Individualpsychologie gewinnt nicht nur in allen Ländern neue Anhänger, sondern ist auch dauernd bestrebt, ihre Fortschritte der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Die zweite Auflage dieses Buches weist in dieser Hinsicht mancherlei Neues auf. Das Buch behandelt in 29 Aufsätzen die verschiedensten Themata aus der Praxis und Theorie der Individualpsychologie, unter anderem allgemeine Fragen, psychischen Hermaphroditismus, Halluzinationen, Kinderpsychologie, psychische Behandlung der Trigeminusneuralgie, nervöse Schlaflosigkeit, Homosexualität, Zwangsneurosen, Traum und Traumdeutung, Melancholie und Paranoia, Dostojewsky, Kriegsneurosen, individual-psychologische Erziehung, Prostitution, Kinderverwahrlosung usw.